P. O. germ. 301 m

# Acht merkwürdige

# Ehestandsgeschichten

einer

bekannten Dame.

---

Von ihr selbst beschrieben.

---

Frankfurt und Leipzig.

1797.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Inhalt.


| | |
|---|---|
| Erste Ehe . . . | Seite 11 |
| Zweyte Ehe . . . . | 19 |
| Dritte Ehe . . . . | 41 |
| Vierte Ehe . . . . | 70 |
| Fünfte Ehe . . . . | 101 |
| Sechste Ehe . . . . | 122 |
| Siebente Ehe . . . . | 148 |
| Achte Ehe . . . . | 192 |


Nach

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Nach dem bekannten Sprüchworte sind nicht alle Köche, die lange Messer tragen; eben so sind nicht alle wahre Christen, welche die äußerlichen Kirchenceremonien ängstlich beobachten, und darüber das Wichtigste der Religion versäumen. Man kann seinen Morgen- und Abendsegen bethen, zweymal des Sonntags in die Kirche gehen, die Wochenpredigten besuchen, viermal des Jahrs das Nachtmahl genießen, und ist doch kein wahrer Christ, wenn man nicht die moralischen Vorschriften der Religion ausübt, welche einzig den Geist des Christenthums ausmachen.

Man wird mir verzeihen, wenn ich als Weib, als ein schwaches Werkzeug so spreche; allein meine mannigfaltigen Erfahrungen haben mich eines bessern belehrt. Wie viele haben sich mir als rechtliche Leute angekündigt, deren ganze äußerliche Ankündigung auch damit übereinzustimmen schien; allein in der Folge zeigten sie sich nicht weniger als rechtliche Leute, sondern als Schelme und Spitzbuben.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN



Ich bin gebohren den 11. November 17.. und bekam bey der Taufe die Namen Friederike Wilhelmine. Meine Aeltern waren Deutsche, mein Vater der bekannte Baron von W. meine Mutter stammte aus dem alten gräflichen Hause der von T. ab und war eine der schönsten Frauen ihres Zeitalters. Meine Aeltern besaßen ansehnliche Güter, allein durch Verfolgungen mancherley Art wurden sie aus denselben verdrängt, und mußten sich noch glücklich schätzen, daß sie ein ansehnliches Vermögen an barem Gelde retten konnten, welches sie einem rechtschaffenen Kaufmanne in einer ansehnlichen freyen Reichsstadt anvertrauten, selbst dahin zogen, und von den Interessen anständig leben konnten.

Unglücklicher Weise starb dieser rechtschaffene Kaufmann nach einigen Jahren, und hinterließ seine Handlung sowohl, als sein ganzes Vermögen, seinem einzigen zwey bis drey und zwanzigjährigen Sohne, der nichts von dem vortreflichen Karakter seines unvergeßlichen Vaters geerbt hatte. Mit einem Worte, er war ein Verschwender, dachte nur daran, seinen Vergnügungen nachzuhängen, und in wenigen Jahren war das ganze Vermögen so

weit verschwendet, daß auf Ansuchen der Creditoren ein Concurs entstand, so daß mein Vater von seinem Kapital mit genauer Noth siebenzehn vom Hundert rettete. Mein Vater, der schon längst Kriegsdienste genommen hatte, überlebte nicht lange dieses Unglück, indem er im ersten schlesischen Kriege bey Neiße sein Leben endigte.

Meine Mutter war über diese schnell hintereinander folgende Unglücksfälle kaum zu trösten, wozu noch die Nahrungssorgen kamen, indem sie nicht wußte, wie sie mit mir von den paar tausend Thalern, die ihr noch übrig geblieben waren, leben sollte. Wir mußten uns dergestalt einschränken, daß wir nur ein paar Stübchen, statt unserer ehemaligen geräumigen Wohnung, miethen, und mit einer Magd statt unserer ehemaligen ansehnlichen Dienerschaft zufrieden seyn mußten. Meine Mutter war so schüchtern geworden, daß sie es nicht wieder wagen wollte, ihr Geld auf Interessen zu thun. Indessen wurde sie mit einem Kaufmanne bekannt, der ein eben so reicher, als rechtschaffener Mann war, dem sie ohne Bedenken ihr kleines Vermögen anver-

traute, von dessen Zinsen wir kümmerlich genug leben mußten.

Dieser Mann besuchte uns öfters, kannte unsere ganze traurige Lage, und bey einem Gläschen Weine, den er einmal mitbrachte, that er meiner Mutter den Vorschlag, ob sie nicht diese gegenwärtige elende Wohnung verlassen, und lieber in sein Haus ziehen wollte, indem seine obere Etage offen stünde, die er ihr zu ihrem Gebrauche anböte. Ja er that noch mehr, er wollte uns sogar an seinem Tische essen lassen, unter dem Vorwande, daß ihm, da er ein Wittwer wäre und nur einen einzigen kränklichen Sohn hätte, die Zeit lang würde.

Meine Mutter hielt ein solches großmüthiges Anerbieten für eine göttliche Schickung, sie bat sich darüber Bedenkzeit aus, nahm sich aber vor, daß, wenn der gute Mann wieder bey uns kommen würde, sie sogleich ihre Einwilligung dazu geben wolle. Nach drey Tagen kam der Kaufmann gerade zur Mittagszeit zu uns, und bat sich, da der Tisch bereits gedeckt war, selbst zu Gaste. Meine Mutter war in keiner geringen Verlegenheit, indem sie weiter nichts als eine schlechte Wasser-

ſerſuppe und etwas Geräuchertes ihm vorzu-
ſetzen im Stande war. Sie ſagte ihm alle
ihre Traktemente, mit dem Bedeuten, daß
ſein Magen damit wohl nicht zufrieden ſeyn
würde. Allein der Kaufmann verſetzte, ſie
möchte darüber nur ganz unbekümmert ſeyn,
indem ein wohl gebratener junger Trappe bald
einen Platz auf dem Tiſche einnehmen würde,
wenn ſie nur ihm erlauben wollte, ihr Ge-
ſellſchaft zu leiſten.

Das war meiner Mutter, die lange keine
ordentliche Mahlzeit gegeſſen hatte, ganz
recht, und auf des Kaufmanns Geheiß erſchien
der Trappe in Geſellſchaft vier bis fünf an-
derer geſchmackvollen Gerichte. Das Eſſen
ſchmeckte mir, als einem damals jungen Mäd-
chen ganz wohl, und ich ließ mir auch den
vortreflichen Wein wohl ſchmecken, kurz ich
aß und trank ſo viel, als ich mit Anſtand thun
konnte. Der Alte war darüber herzlich froh,
daß es meiner Mutter und mir ſchmeckte, daß
er ſich nicht enthalten konnte, ſein großmüthi-
ges Anerbieten zu wiederholen. Er erhielt,
was er vielleicht von meiner Mutter ſchon er-
wartete, keine abſchläzige Antwort, vielmehr
ließ ſie es ſich herzlich gern gefallen, daß ſie

ſchon

schon in der nächsten Woche in sein Haus zog, worüber der Alte so inniglich vergnügt war, daß er meiner Mutter mit aller Ehrerbietung die Hand küßte.

Der Alte war, ungeachtet seiner eisgrauen Haare, in meinen Augen ein liebenswürdiger Mann, und als er seinen Zweck erreicht, bekam er ein vergnügtes Ansehen. Seine mit einer angenehmen Röthe gefärbten Wangen verriethen etwan ein dreyßigjähriges Alter, und schien es, als wenn er noch die besten Kräfte seiner Mannbarkeit hätte; freylich mußte man nicht auf seinen zahnlosen Mund sehen, weil sonst die ganze Täuschung verschwand.

Kaum hatte der Alte uns verlassen, als meine Mutter dem Geber alles Guten dankte, der diesen Retter aus der Noth uns zu Hülfe geschickt. Indessen stellte ich über die ganze Sache meine eignen Betrachtungen an, die ich in meiner Einfalt meiner Mutter mittheilte. Ich hielt diesen dem Anschein nach großmüthigen und freygebigen Mann für einen wollüstigen Alten, der unter dem Schein der Freygebigkeit eine Mutter bethören und einem armen Mädchen seine Unschuld rauben wollte.

Meine Mutter war über diese meine Bemerkungen sehr aufgebracht, hielt sie für leeres Gewäsch, und schrieb meine wenige Delikatesse bloß auf mein jugendliches Alter, indessen ich meine Meynung für mich behielt, ob ich gleich nicht wünschte, daß ich recht haben möchte.

Nur zu bald mußte meine Prophezeihung eintreffen. Unser Wirth machte mir, einige Tage, nachdem wir in sein Haus gezogen waren, öfters die Aufwartung, gerade wenn ich noch nicht angezogen und mit meiner Toilette beschäftigt war. Er sagte mir da so manches, worüber ich erröthen mußte, und versuchte Handgriffe, die ich mit Ernst abwendete. Ich klagte meiner Mutter dieß ungesittete Betragen des Alten, allein diese hätte sich vielleicht noch mehr gefallen lassen, da sie nun nicht mehr für den andern Tag ängstlich zu sorgen Ursache hatte. Mit einem Worte, der Alte nahm sich täglich mehrere Freyheiten heraus; er machte sogar einmal Miene, mich zu küssen, allein ich schleiderte ihn dergestalt zurück, daß er nicht umsonst an eine Tischecke stieß, auch brummend mich verließ, auch diesen Mittag nicht an den Tisch kam, sondern auswärts in einem Speisehause aß.

Meine Mutter, die nichts von dem wußte, was vorgefallen war, glaubte, daß dringende Geschäfte ihn gehindert hätten, beym Essen zu erscheinen, und wer war froher, als ich, daß ich mit Ruhe essen konnte. Indessen hatte der Alte den Burgunder sich gut schmecken lassen, und kam den Nachmittag seelenvergnügt nach Hause. Er gieng in das Zimmer meiner Mutter, entschuldigte seine Abwesenheit auf das beste, und verehrte mir — da gerade an diesem Tage mein Geburtstag war, an dem ich siebenzehn Jahr alt wurde — auf eine sehr verbindliche Art ein Stück des kostbarsten Stoffs. Ich konnte ihm unmöglich den Korb geben, so herrlich war das Zeug und so vortreflich war das Kompliment, das er mir dabey machte. Gern gesteh ich, hätte der Alte noch diesen Abend bey einer guten Mahlzeit und bey einem Glase Wein bey meiner Mutter um mich angehalten, so würde ich ihm das Jawort unmöglich haben versagen können.

Allein des Alten Absicht war damals noch gar nicht, mich zu heyrathen, nein er wollte mich bloß verführen. In dieser Absicht kam er, gerade da meine Mutter in der Kirche war, zu mir, und band mir ein fünfhundert Thaler

theu=

theures Kreuz um den Hals, mit dem Anmuthen, ihm nur einen einzigen Kuß zu verstatten. Der alte geile Bock versprach mir, wenn ich ihm dieß und mehrere andere kleine Freyheiten zuweilen erlauben wollte, würde er mich nicht allein bey seinem Leben gut halten, sondern auch nach seinem Tode mich mit der Hälfte seines Vermögens bedenken.

Jetzt riß meine Geduld, da ich ganz deutlich vernahm, er wollte mich nicht zu seiner Gattin, sondern zu seiner Beyschläferin haben. Ich stieß ihn weit von mir, warf ihm das mir umgehängte Kreuz an den Kopf, holte aus meinem Schranke das Stück Zeug und warfs ihm vor die Füße, öffnete sodann meine Thüre und befahl ihm, mein Zimmer sogleich zu verlassen und beyde Geschenke wieder zurück zu nehmen.

Er gieng zornig fort, und ich überlegte meinen unglücklichen Zustand. Es war mir empfindlich, daß die wenigen Reize meiner Person auf diesen geilen alten Bock einen so großen Eindruck gemacht, dessen Folgen ich zu meinem Schaden erfahren sollte. Sollte meine kränkliche Mutter etwan bald sterben, wie wird es mir da ergehen, dachte ich. Ich

weinte

weinte bey diesen Betrachtungen, und wünschte, daß durch Krankheit mein Gesicht verunstaltet werden möchte. Doch mein großes Vertrauen auf Gott kam mir dabey sehr zu statten, und ich hoffte von seiner Liebe und Vatergüte alles.

So wie meine Mutter nach Hause gekommen war, erzählte ich ihr das Vorgefallene nach allen Umständen, da sie aber Gemächlichkeit und Wohlleben liebte, tadelte sie gewissermaßen mein Betragen. Allein ich sagte ihr ohne Scheu, daß ich nicht gesonnen sey, meine Tugend aufs Spiel zu setzen, um welchen Preis auch dieß immer geschehen möchte. Wenn aber dieser Mann, unser angeblicher Wohlthäter, gesonnen sey, mich zur Ehe zu nehmen, so würde ich, so wenig ich auch zu seiner Person Neigung hätte, mich doch entschließen, ihm meine Hand zu geben.

Nach einer solchen Erklärung bekam ich von meiner Mutter wieder einen freundlichen Blick, nachdem sie mich vor Zorn und Wuth nicht hatte ansehen können.

Gewissermaßen aus Noth, um nur meine eigensinnige Mutter zu besänftigen, hatte ich

diese Erklärung von mir gegeben; allein es fiel mir nichts weniger ein, als daß ein Mann, der von mir so hart war behandelt worden, an eine eheliche Verbindung mit mir denken sollte. Und doch war es, wie man im Sprüchwort sagt, im Himmel beschlossen, daß ich mit ihm meine

## Erste Ehe

anfangen sollte. So kalt ich ihm begegnete, eben so kalt begegnete er mir anfangs; allein da sein gebrechlicher Sohn gestorben war, dachte er ernstlicher an meinen Besitz. Er hielt bey meiner Mutter um mich an, welche ohne weitere Umstände ihre Einwilligung dazu gab, so bald ich mich für ihn erklären würde. Dieß hatte ich leider schon gethan, folglich war, weil er sehr darauf drang, in fünf Tagen Hochzeit, und den Abend schlief — ich mit ihm in einem Bette.

Ich höre schon manche Leser, vielleicht auch einige von meinen Mitschwestern mich leichtsinnig oder geizig schelten. Allein ich bin auf Ehre weder das eine noch das andere. Ich kann wahrlich zur Entschuldigung dieses

meines

meines Schrittes weiter nichts vorbringen, als daß meine Ehe, so wie manche andere unglückliche, im Himmel beschlossen worden.

Mein Ehemann hieß Joachim Heinrich von der . . . ein Deutscher von Geburt, und ein vornehmer Kauf- und Handelsmann in . . . In seiner Jugend verheyrathete er sich mit der einzigen Tochter seines gewesenen Lehrherrn, zeugte mit derselben drey Kinder, die aber alle der Mutter bald folgten. Er war bereits sechs und sechzig und ich siebenzehn Jahr alt. Er war ein langer wohlgewachsener Mann, von noch frischem Ansehen, seine blauen Augen, seine proportionirte Nase, kurz alle Theile seines Gesichts bildeten ein Ganzes, das einnahm, und in der Jugend muß er sicher auf das andere Geschlecht Eindruck gemacht haben.

Sein Karakter war aus vielen Lastern und wenigen Tugenden zusammen gesetzt. Er vergaß keinen Tag seinen Morgen- und Abendsegen zu bethen, mit einer Andacht, die einnahm. Selten versäumte er Sonntags eine Predigt, und regelmäßig fand er sich alle Vierteljahre im Beichtstuhl und beym Nachtmahl ein; er unterließ auch nicht, den Armen reich-

lich

lich mitzutheilen. Bey dem allen war er weiter nichts als ein Heuchler. Es ist zu rühmen, daß er alle seine Geschäfte mit der größten Pünktlichkeit besorgte, und seine Handlungsdiener zur Ordnung anhielt. Er that Niemanden öffentlich Unrecht; allein, wenn er einen Vortheil, wenn er einen übermäßigen Wucher irgendwo machen konnte, so that er es herzlich gern. Ich machte ihm zuweilen Vorwürfe, daß er unrechtmäßige Interessen nähme. Allein dann bekam ich gewöhnlich die Antwort: Halt das Maul, dumme Grüte, bekümmere dich um deine Nehnadel und um die Wirthschaft. Du verstehst von meinen Sachen nichts, und kannst daher auch nicht darüber urtheilen.

Unter andern fiel es mir auf, daß er von einem jungen Edelmann, dem er einige Tausend Thaler zu seinen Reisen vorgeschossen, zwölfe vom Hundert Interessen nahm. Der Vater des Edelmanns starb bald nachher, und mein Mann bekam sein Kapital mit den Interessen ehrlich wieder. Dieser Edelmann aß täglich, so lange er sich in der Stadt aufhielt, bey uns; da nun einmal mein Mann in Geschäften vom Tische abgerufen wurde, und

ich

ich mit dem jungen Menschen allein blieb, fragte er mich, auf welche Art mein Mann nach seinem Tode für mich sorgen wollte. Ich sagte ihm, er würde ein Testament machen, und mich zur Universalerbin seines Vermögens einsetzen. Er schüttelte den Kopf und sagte: Madam, mit solchen Versprechungen würde ich mich, wenn ich an Ihrer Stelle gewesen, nicht haben abspeisen lassen. Wollten Sie einmal einen alten Mann heyrathen, so mußten Sie, was die Zusicherung des Vermögens betrifft, ganz sicher gehen. Wie leicht kann Ihr Gemahl, wenn er auch wirklich die beste Absicht hat, durch den Tod übereilt, oder von bösen Menschen verleitet werden, etwas zu Ihrem Nachtheil zu thun, oder zu unterlassen. Jetzt ist es noch Zeit, eilen Sie, lassen Sie sich bey Lebzeiten das ganze Vermögen schenken, so kann er nie sein Wort wieder zurücknehmen.

Ich nahm diesen guten Rath mit Dank an, und suchte ihn gelegentlich zu benutzen, und war nun aus der größten Verlegenheit gerettet. Dieser junge Mensch nahm mich sehr ein, und ich glaubte, daß ich ganz für ihn geschaffen wäre, auch er schien mir gewogen zu seyn; allein ich schwöre bey dem lebendigen

Gott,

Gott, daß nichts Unerlaubtes zwischen uns beyden vorgefallen ist, wie vielleicht manche denken werden, welche so gern ihren Nebenmenschen zu verläumden pflegen.

Zu rühmen war es an meinem Manne, daß er sich so reinlich hielt, als der jüngste Mensch von der Welt. Eben so sehr sah er auf saubere Kleidung und feine Wäsche. In Ansehung der ehelichen Pflicht that mir mein Mann nie zu viel, sondern er beobachtete darin, ungeachtet seines Alters, das rechte Maaß.

Von Natur furchtsam, wußte er sich, wenn es nothwendig war, zu verstellen, und ließ sich seinen Zorn nicht merken, wenn diejenigen ihn übersehen konnten, die ihn, seinem Bedünken nach, beleidigt hatten; wenn aber dieß der Fall nicht war, suchte er sich auf das nachdrücklichste zu rächen.

Mein Mann war in vielen Stücken ein Geizhals. Nie war er unwilliger, als wenn er Geld für die unentbehrlichsten Dinge ausgeben sollte. Was mußte ich nicht alles anhören, wenn ich ihm Geld zu ein paar Pantoffeln, oder zu ein paar Ellen Band abforderte. Wenn er aber ein Gastgebot gab,

wel-

welches ohne die feinen Weine über hundert Thaler kostete, so machte er sich nichts daraus.

Sein Eigensinn übertraf noch seinen Geiz. Weder Pferde noch Hunde durften in seinem Hause Ohren noch Schwänze haben, sondern sie mußten alle gestutzt werden. Sein großer Hausknecht mußte unter dem Erker der großen Hausthüre beständig Wache halten, um seine despotischen Befehle zu erwarten. Seine Bedienten, die er nach gänzlicher Niederlegung der Handlung, anstatt der Handlungsdiener angenommen, giengen für mich in die Küche, und besorgten das Mittags- und Abendessen. Der Kutscher verrichtete aber wieder deren Arbeit, indem er die Kleider auskehrte, die Schuhe putzte, den Tisch deckte und die Bestellungen in der Stadt verrichtete; indessen eine starke Viehmagd von seinem drey Viertelstunden von der Stadt entfernten Vorwerk hereinkommen und die Pferde putzen und füttern mußte. Ich bekam in seinem Zimmer einen Platz angewiesen, den ich ohne seinen Willen nicht verändern durfte. Es war mir nicht erlaubt, in die nur etwan dreyßig Schritte von unserm Hause gelegene Kirche zu Fuße zu gehen, sondern ich mußte in einem alten

Rum-

Rumpelkasten mit vier Pferden bespannt mich dahin fahren lassen. Wenn es aber schlechtes Wetter war, mußte ich in eine weit entlegenere zu Fuße gehen. So fiel es ihm einmal ein, daß ich zwischen Pfingsten und Johannis mit ihm über Land in einem Schlitten bey dem stärksten Regen fahren mußte. Als die dortige Gesellschaft ihn damit neckte, als er in einem solchen lustigen Fuhrwerke ankam, sagte er: Es wäre keine Kunst, um Weihnachten und im Winter auf dem Schlitten zu fahren, indem es alsdenn auch die kleinen Jungen könnten, allein um diese Zeit müßten es die meisten bleiben lassen.

Er hätte können ein weit höheres Alter erreichen, wenn nicht Neid, die Folge von seinem Geize, ihn frühzeitig hingeopfert. Die Veranlassung dazu war folgende: Einer von seinen Vettern hatte ein reiches und schönes Mädchen zur Frau bekommen, auch unter andern einen großen, einige Meilen von der Stadt entfernten Weinberg, auf welchem ehedem ein altes, jetzt verfallenes Raubschloß gestanden, wovon nur noch die Rudera übrig waren. Der jetzige Besitzer wollte die vielen Steine nicht unbenutzt liegen lassen, sondern

nahm sich vor, davon ein bequemes Lusthaus aufzuführen. Beym Wegräumen des Schuttes kamen die Arbeiter an eine eiserne mit vielen Schlössern verwahrte Thüre, welche der Eigenthümer, um Neugierde zu befriedigen, mit Gewalt öffnen ließ. Es stieg ein dicker, übel duftender Dampf aus derselben hervor, daß keiner es wagen durfte hinein zu sehen, noch weniger hinein zu gehen. Nach einer Weile wagte es ein Maurer, hinein zu gehen, kam aber bald mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß er verschiedene Kasten und mancherley Geräthschaften bemerkt, welche allerdings einen reichen Schatz zu versprechen schienen. Der Eigenthümer ließ die Arbeiter fortgehen, und nur ein Mann, auf den er sich verlassen konnte, blieb bey ihm. Er versprach ihm, wenn sich in dem Keller Sachen von Werth finden sollten, eine ansehnliche Belohnung, dagegen müßte er ihm aber Verschwiegenheit angeloben. Er gieng mit ihm hinein, fand einige alte Harnische, Sturmhauben, große Schlachtschwerter und andere gegenwärtig nicht mehr gebräuchliche Waffen. Da man den ziemlich großen Kasten aufgeschlagen, fand man eine große Menge silberne Geräthschaf-

ten darin. Weiter in einer kleinen Entfernung standen noch verschiedene kleinere, die mit gemünztem Gold und Silber angefüllt waren, und dann noch zuletzt erblickte man ein silbernes Kästchen, worin Juwelen waren, deren Werth nahe an hunderttausend Thaler geschätzt wurde.

Dadurch war der Vetter meines Gemahls ein sehr reicher Mann geworden, vielleicht der reichste in der dortigen Gegend. Mein Mann war rasend, als er dieß erfuhr, sein Neid machte ihn unruhig, mürrisch, es wollte ihm kein Essen mehr schmecken, und er brachte die Nächte schlaflos zu. Dadurch kam sein Blut in Wallung, und ein Fieber verkündigte ihm sein nahes Ende, welches denn auch unter dem treuen Beystande seines Beichtvaters erfolgte.

Ich war durch diesen Todesfall eine sehr reiche Wittwe geworden, indem mein Mann mir sein ganzes Vermögen noch bey Lebzeiten schenkte, welches sich über fünfhundert und eilf Tausend Thaler an baarem Gelde sowohl als an Gütern belief. An eine

## Zweyte Ehe

zu denken, wäre wohl etwas zu frühzeitig, indem ich doch wenigstens erst mein Trauerjahr

aushalten mußte, ehe ich einem von den vielen Bewerbern um meine Person und mein Vermögen Gehör geben konnte. Wenn meine Wahl von mir selbst abgehangen, wäre sie sehr bald entschieden gewesen; denn ich hätte Niemand anders, als den jungen Herrn Friedrich Casimir von .., den meine Leser schon kennen, zu meinem Gemahl genommen; allein meine Mutter wollte schlechterdings haben, ich sollte einen reichen Mann nehmen, dieser war ihr zu arm, ob er gleich nicht ganz arm war. Sein liebenswürdiger Karakter, der mich ganz bezaubert hatte, sollte schlechterdings bey meiner Wahl nicht in Rechnung kommen. Ich sah mich gezwungen, einem Manne kalt zu begegnen, den ich als mein Leben liebte, und er zog sich diese Geringschätzung so zu Gemüthe, daß er unsere Stadt verließ, seine Güter verpachtete, auf Reisen gieng, und in vielen Jahren nichts von sich hören ließ.

Dieser Verlust gieng mir dergestalt zu Herzen, daß ich darüber in eine schwere Krankheit fiel, und beynahe wäre zu Grabe getragen worden. Meine Mutter sah ein, daß sie daran viel Schuld hatte, und versprach mir daher, daß sie sich nie wieder in meine

Hey-

Heyrathsangelegenheiten mischen wollte. Gut wäre es gewesen, wenn sie Wort gehalten hätte, allein kaum war ich wieder gesund, als sie zu mir ins Zimmer trat und sagte:

Endlich hat der Himmel mein Flehen erhört, und mir einen Schwiegersohn anbieten lassen, als ich mir ihn nur wünschen kann. Denke einmal, liebes Kind. Der reiche Herr von . . . hat eben jetzt einen vornehmen Mann aus der Stadt an mich abgeschickt, und dich für seinen liebenswürdigen Sohn zur Gemahlin begehren lassen.

Meine Antwort darauf war ganz kurz. Liebste Mutter, seit meiner letzten schweren Krankheit habe ich bey mir fest beschlossen, daß ich zu meinem Ehegatten keinen andern Mann wählen wollte, als einen solchen, der sich durch Religion, Tugend und erworbene Kenntnisse von Jedermann geschätzt und bewundert würde. Diese Eigenschaften hat aber das genannte Subjekt durchaus nicht, folglich wird weder sein ansehnliches Vermögen, noch seine vornehme Verwandtschaft mich bestimmen, ihm meine Hand zu geben, noch weniger kann er je auf mein Herz einigen Anspruch machen.

Diese

Diese meine bestimmte und dreuste Erklärung setzte meine Mutter in keine geringe Verlegenheit. Sie schwieg eine ganze Weile, so daß es schien, als wenn sie nie wieder die Sprache bekommen würde; da sie aber anfieng loszudonnern, hätte ich es lieber gesehen, daß sie stumm geblieben wäre. Da war ich ihrer Meynung nach ein ungehorsames gottloses Kind, da wünschte sie mir lauter Unsegen, sogar das ewige Verderben, wenn ich meinen Starrsinn nicht ablegen, und mich nicht nach ihr bequemen wollte. Endlich verließ sie mit vollem Unmuthe und Zorn das Zimmer.

Alle diese unverdienten Vorwürfe hörte ich sehr gelassen an, indem ich meine Mutter zu gut kannte und es wußte, wie stark die Leidenschaften auf sie wirkten, vornehmlich Ehrgeiz und Adelstolz und was damit zusammenhängt. Ich prüfte es genau, ob der kindliche Gehorsam mich verbinde, eine Person zu heyrathen, die mir nicht gefiel, und mit der ich allem Anscheine nach nicht glücklich leben könnte.

Doch was können Ueberlegungen, Entschließungen und Entschlossenheit da ausrichten, wo man gewissermaßen mit Gewalt gezwun-

zwungen wird, das eine sowohl als das andere fahren zu lassen. Es wurden mir Priester und Leviten über den Hals geschickt, die mich sondiren, oder vielmehr überreden sollten, gegen meine Neigung zu handeln. Ja, ehe man es sich versah, kam der alte Herr von X.. mit seinem unartigen Sohne selbst zu uns, und erzeigte uns die große Gnade, mit uns zu essen. Der Alte sagte mir so viele Schmeicheleyen vor, als wenn er selbst mein Bräutigam hätte werden wollen. Er machte mir so viele unverdiente Lobsprüche, und kam endlich auf seinen Sohn, von dem er versicherte, daß er seine vormals verkehrte Aufführung dergestalt geändert, so daß ihm zu seinen Wünschen nichts weiter übrig bliebe, als daß ich mich entschließen möchte, seine Schwiegertochter zu werden. In dieser Voraussetzung, daß ich seine Bitte ihm nicht abschlagen würde, habe er es an höchster Stelle so weit gebracht, daß auf seinen Gütern auch das weibliche Geschlecht succediren könnte, auf die Art die Güter nach seinem Tode an seinen Sohn, und wenn dieser auch vor mir ohne Kinder sterben sollte, an mich unzertrennlich fielen.

Ich

Ich dankte für die große Ehre, die mir wiederfahren sollte, und wünschte auf eine andere Art in den Stand gesetzt zu werden, meine Erkenntlichkeit zu zeigen; allein bis jetzt hätte ich zu einer neuen Vermählung noch gar keine Lust verspürt, ich sähe mich also genöthigt, die erwünschte Antwort auf seinen gütigen Antrag noch so lange zu versparen, bis meine Gesinnungen in diesem Punkte sich ändern sollten.

Ueber diese so unerwartete Erklärung wurde der Alte so bestürzt, daß er das Messer aus der Hand fallen ließ und sich als ein Wahnsinniger gebehrdete. Meine Mutter gab mir sogleich einen Wink, daß ich das Zimmer verlassen sollte, und ich folgte auch diesem Winke mit Vergnügen. Allein meine Neugierde trieb mich an, bey der Thüre stehen zu bleiben, um den Ausgang dieser für mich so interessanten Begebenheit zu erwarten.

Ganz deutlich hörte ich diese bedeutungsvollen Worte meiner Mutter: Seyn Sie nur ruhig, Herr von X..., meine unverständige Tochter soll und muß noch heute ihren Wunsch erfüllen, oder ich will nicht weiter ihre Mutter heißen. Ein ansehnlicher unverständiger

Geist=

Geistlicher, der bekanntlich ein großer Heuchler war, bekräftigte die Aeußerung meiner Mutter mit dem Zusatze, daß man die Menschen, vornehmlich die Kinder, wenn sie ihr Bestes nicht erkennen wollten, mit Gewalt dazu zwingen müßte. Er selbst habe aus väterlicher Liebe seinen Sohn dazu angehalten, ein Frauenzimmer zu heyrathen, die zwar hinten und vorne ausgewachsen, allein doch dreyßigtausend Thaler baares Geld im Vermögen gehabt.

Ich verließ nun, da ich genug gehört hatte, meinen Lauerort, und begab mich auf mein Zimmer. Kaum saß ich hier in tiefen Betrachtungen, als meine Mutter hereinstürzte, und mich mit Thränen bat, diese Heyrath ja nicht auszuschlagen. Es wäre bereits ein Notarius gerufen worden, der den Ehecontrakt so vortheilhaft für mich einrichten sollte, daß ich gewiß damit zufrieden seyn würde. Ich stellte ihr zwar vor, daß ich ja Vermögen genug hätte und nicht noch ein größeres heyrathen dürfte; allein alle meine Vorstellungen waren vergebens. Mit Gewalt schleppte sie mich herunter in den Speisesaal.

Der Geistliche erhob sich sogleich von seinem Sitze, nahm meine rechte Hand und legte sie in die Hand meines künftigen Bräutigams mit den Worten: „Weil ich versichert bin, daß der gütige Himmel unsere Vermählung schon längst beschlossen, so will ich sie im Namen ihrer beyden Aeltern hiermit versprechen und vermählen.“ Ich machte allerdings dagegen manche gegründete Einwendung, allein die ganze Gesellschaft übertäubte mich mit ihrem Freudengeschrey, das für mich ein Jammergeschrey war. Aus Zwang gab ich meine Einwilligung dazu, und nach einigen Wochen wurde ich auf dem Gute meines Schwiegervaters mit diesem vortrefflichen Gatten vermählt.

Dietrich Eugen von X. heißt mein zweyter Gemahl. Er war seines Vaters einziger Sohn, und da ich seine Gattin wurde, etwan sechs und zwanzig Jahr alt. Er stellte eine wohlgemachte schöne Mannsperson vor. Seine schwarzen, schönen, großen Augen warf er leichtfertig genug nach den schönen Damen, und hatte von seinem vierzehnten Jahr schon manches Probestück abgelegt, daß er in der Kunst zu lieben nicht unerfahren sey. Seine Stirn war mittelmäßig, und er hätte eine solche zur Frau ver-

verdient, die ihm Hörner aufgesetzt, welche auf derselben noch immer Platz genug gehabt hätten. Seine Nase hatte die proportionirliche Größe, und seinen Mund würde gewiß ein jeder Kenner für einen schönen Mund gehalten haben.

Sein Geschlecht konnte seine Ahnen weit hinauf zählen, und viele aus demselben hatten sich in Hof- und Kriegsdiensten sehr berühmt gemacht. Auch an meinem Gemahl war die männliche Tapferkeit allerdings zu rühmen, nur hätte er damit andere Tugenden, die ihm fehlten, verbinden sollen. Sein Vater hatte von Jugend auf es an nichts fehlen lassen, ihn von geschickten Lehrern unterrichten zu lassen; doch war er in den Wissenschaften nicht weit gekommen, und von der Moral schien er gar nichts gefaßt zu haben. Er wußte seinen Katechismus zwar auswendig, aber nie hatte er ihn verstehen gelernt. Er gieng, so lange sein Vater lebte, fleißig in die Kirche und zum Abendmahl, aber nicht, um sich beym Gottesdienste zu erbauen, sondern um seinen unzüchtigen Lüsten freyen Lauf zu lassen, und sich diejenigen von den schönen Bauermädchen auszusuchen, welche das nächstemal eine Schäferstunde mit ihm halten sollten. Gewöhnlich

pflegte er einen französischen Roman in die Kirche mit zu nehmen, worin er zu lesen pflegte, wenn er ihn auch nicht ganz verstand. Er war hart und unerbittlich gegen die Armen, und gab niemanden eine Gabe, außer einem liederlichen Soldaten oder einem versoffenen Gaudiebe.

Hieraus sieht man schon, daß man bey ihm, der in Lastern ersoffen war, wenige Tugenden finden konnte. Er war in der Verstellung dergestalt Meister, daß man ihn, so lange sein Vater lebte, für einen dem Schein nach tugendhaften Mann hielt. Allein nach dem Tode desselben — der fünf bis sechs Monate nach unserer Vermählung erfolgte — legte er die Maske ab, und zeigte sich in seiner wahren scheußlichen Gestalt.

Anfangs hielt er auf eine saubere Kleidung, weil er nach dem Beyfall der Frauenzimmer sehr strebte; so bald er aber unter eine liederliche Gesellschaft von Edelleuten gerathen war, so zog er mit Gold besetzte Kleider an, die aber sehr bald mit Wein, Bier und Weinfeuchtigkeiten dergestalt beschmuzt waren, daß man die Farbe des Tuchs nicht mehr erkennen konnte. Mit seinem Weißzeuge war es gerade

so,

so, er zog die prächtigen Spitzenoberhemden nicht eher aus, als bis sie so schmuzig waren, als der Fußboden in einer Bauerschenke. Doch wagte er es nicht, in einem solchen Anzuge vor mir zu erscheinen, sondern wenn er einige Wochen abwesend und als ein Schwein zurückgekommen war, kleidete er sich um, und erschien vor mir in einer ganz neuen Gestalt. Mein Kammermädchen, die mehr Kenntniß von den venerischen Krankheiten haben mußte, als ich, konnte mir nicht genug die üble Beschaffenheit dieser Hemden erzählen. Allein wenn er bey dem Venusstreite Wunden bekommen hatte, war er doch so artig, daß er mein Bette nicht eher berührte, als bis er ganz kurirt war. Es war überhaupt nicht angenehm, ihn bey sich im Bette zu haben, weil er den Beyschlaf zu oft nacheinander exercirte, wovon ich nie ein Freund gewesen, und dann die ganze Nacht Winde streichen ließ, welche das ganze Schlafzimmer durchräucherten.

War er einmal im Hause, so mußte ich von ihm viel ausstehen. Er beehrte mich mit Titeln, die ich hier nicht wiederholen mag, weil sie nicht mir, sondern meinem Manne

Schan-

Schande machten. Einmal fraß und soff er mit seiner Saugesellschaft eine halbe Woche durch vom Morgen an bis spät in die Nacht. An dem letzten Tage ließ sich diese artige Gesellschaft gefallen, mit ihren Pistolen die Lichter zu putzen, und ich mußte mit meinem hochschwangern Leibe immer dabey sitzen und diesen Pulverdampf einschlucken. Der Frevel meines Mannes gieng noch weiter, daß er mich nöthigte, aufzustehen, an einen gewissen Ort hinzutreten, einen Gulden zwischen die Vorderfinger zu nehmen, den er in einer gewissen Entfernung, ohne Verletzung der Finger, treffen wollte. Ich mußte mir das alles von meinem betrunkenen Mann gefallen lassen, und die Sache gieng noch glücklich genug ab; doch die Furcht, die ich ausstand, der gerechte Unwille, den ich verbeißen mußte, läßt sich besser empfinden, als beschreiben.

Man mußte mich eilig halb todt zu Bette bringen. Doch mein Gemahl schwärmte den übrigen Theil der Nacht fort, ohne sich um mich zu bekümmern, und meine Mutter, die ihm wegen seines schlechten Betragens ganz gegründete Vorwürfe machen wollte, mußte mit ein paar derben Ohrfeigen vorlieb nehmen.

Das

Das fürchterliche Geschrey, welches meine Mutter darüber erhob, machte das ganze Haus rege. Alle unsere Leute kamen mit Mistgabeln gelaufen, in der Meynung, es wäre eine Rotte Räuber bey uns eingebrochen. Mein Mann, der vom Weinrausch benebelt war, bildete sich ein, seine eignen Leute wollten über ihn herfallen und die Beschimpfung rächen, die er seiner Schwiegermutter zugefügt; er that also in Gesellschaft seiner Saufbrüder tapfern Widerstand, verwundete auch sogar einige Leute mit Pistolenschüssen. Ein alter im Kriege grau gewordner Mann, der jetzt in unsern Diensten stand, sprang hierauf in Gesellschaft zweyer andern ins Zimmer mit Mistgabeln in den Händen, und wußten sich so rechtschaffen zu rächen, daß sie ihrem eignen Herrn in der Wuth — Nothwehr ist ja erlaubt — das rechte Auge ausschlugen.

Indessen kam der Verwalter im Hemde gelaufen, der die Knechte zurück trieb, und nach seinem Herrn sah, den er ganz ohne Verstand im Blute und Urin schwimmend antraf. Er brachte ihn sogleich in das Bette, und ließ einen Chirurgus holen, der ihn verbinden mußte. Die Freunde meines Mannes hatten

ten auch an den Köpfen manche Wunden, und einige von ihnen wurden von dem Chirurgus bereits aufgegeben. Indessen warteten die Knechte auf den Ausgang dieser für sich kitzlichen Sache nicht, sie nahmen sich Pferde aus dem Stalle, und ritten noch in derselben Nacht fort, um den Händen der Justiz zu entgehen.

Allein die Gefahr war wirklich nicht so groß, als sie anfänglich zu seyn schien. Mein Mann kam dabey am übelsten weg, indem er das eine Auge ohne alle Rettung verlor.

Mein Mann änderte sich darum auch nicht um ein Haar. Er bekümmerte sich eben so wenig um sein Hauswesen, und setzte seine liederliche Wirthschaft vor wie nach fort. Bald nachher kam ich mit einer Tochter nieder, allein er war dabey so gleichgültig, daß er während den Wochen mich nicht einmal würdigte, durch einen seiner Domestiken sich nach meinem Wohlbefinden zu erkundigen. Meine Mutter sah leider jetzt ein, wie unrecht sie gehandelt, daß sie mich zur Ehe mit einem Manne gezwungen, der mich nicht achtete und mir bloß Schande machte. Ich machte ihr aber darüber keine Vorwürfe, so sehr sie auch dieselben verdient, weil ich ihr, als meiner Mutter nie den gebührenden Respekt entzog.

So

So wenig sich mein Mann aus mir etwas machte, eben so wenig achtete er alle seine Verwandten, ob sie gleich zum Theil ansehnliche Bedienungen bekleideten. Er hielt bloß Gesellschaft mit seinen Saufbrüdern, und mit liederlichen Weibsbildern, die seine Ohren durch ihre Zoten kützelten, und ihm mehr als einmal eine Krankheit mittheilten, die auf eine kurze Zeit seiner Liederlichkeit Grenzen setzen mußte, und dem Chirurgus, der ihn bediente, manches Goldstück einbrachte.

Vielleicht würde eine andere Ehefrau gleiches mit gleichem vergelten, und ihrem Eheherrn Hörner aufgesetzt haben, weil er ihr mit einem so rühmlichen Beyspiel vorangieng. Allein ich that es nicht, weil ich gern eine ehrliche Frau bleiben wollte, und weil die Wollust mich nicht so kützelte, daß ich ohne einen Mann nicht eine Nacht hätte schlafen können, vielmehr war ich froh, wenn er mich zuweilen einige Wochen allein ließ.

Mein Mann war wegen seiner liederlichen Lebensart, wegen des Fressen und Saufen, wegen des Fluchen und wegen seiner Unzucht in der ganzen Gegend so bekannt, daß Jedermann sich vor ihm und vor seinen Gesellschaftern, welche

welche überhaupt alle als große Schläger bekannt waren, in Acht nahm, und so viel als möglich seinen Umgang mied.

Indessen wußten sie sich doch zuweilen bey manchem ehrlichen Manne einzudrängen, und die Gastfreundschaft manches Biedermannes zu mißbrauchen. So kamen diese lockern Brüder einmal bey dem Hr. von G... Er empfieng sie mit Freundschaft, und setzte ihnen das Beste vor, was nur sein Haus vermochte. Allein sie waren nicht mit dem zufrieden, was er auftragen ließ, sondern forderten Delikatessen, die er nicht hatte.

Das Weinfaß wurde selten leer, und der Tisch wurde immer mit neuen Weinflaschen wieder besetzt. Sie ließen es sich ganz wohl schmecken, nahmen es aber gewaltig übel, da der alte Herr ihnen nicht immer Bescheid thun konnte, weil er viel Schmerzen vom Podagra ausstehen mußte. Einer von diesen besoffenen Schweinen hätte dem kranken Wirth beynahe ein volles Glas an den Kopf geworfen, wenn er nicht von seinem etwas vernünftigern Nachbar daran wäre verhindert worden.

So wie der Rausch zunahm, gaben sie noch einfältigere Streiche an. Sie holten die elenden Dorfmusikanten, und pakten die beyden jungen Fräulein, die Töchter vom Hause, mit ihren unzüchtigen Tatzen an, um mit ihnen einen rechten geilen Tanz zu tanzen.

Nach einer Weile fielen sie auf den schändlichsten Anschlag von der Welt; sie wollten nehmlich in Gegenwart des alten kranken Mannes dessen tugendhafte und wohlgezogene Kinder schänden und mißbrauchen. Zu dem Ende wurde dessen Gemahlin, die noch in ihren besten Jahren war, und für ihr Alter eine schöne Figur vorstellte, von einem der Saufbrüder auf ihr Zimmer unter dem Vorwande geführt, als wenn er ihr etwas Wichtiges zu entdecken hätte, im Grunde wollte er sie bloß entfernen, damit seine Brüder desto ungestörter mit den Fräuleins wirthschaften konnten.

Der eine von den Bösewichtern machte nun gleich damit den Anfang, daß er dem ältesten Fräulein, etwan von sechszehn Jahren, unter den Rock faßte. Weil er aber besoffen war, wußte das beschämte Fräulein seine Verwegenheit dergestalt mit einer derben Ohrfeige zu bestrafen, daß er, so lang er war, auf den

Boden hinfiel, indessen das Fräulein hinaus lief, um Lermen zu machen.

Indem sie die Bedienten um Hülfe rief, riß sich die Mutter ebenfalls von ihrem Nothzüchtiger los. Indessen war noch einer von den Bösewichtern, gerade mein sauberer Herr Gemahl, in dem Zimmer des Alten, der sich vor Schmerzen nicht bewegen konnte, und von diesem Unmenschen noch überdem mit den Füßen getreten wurde, um dadurch seine Schmerzen noch zehnfach zu vermehren. Mit diesen Peinigungen noch nicht zufrieden, legte der Schandbube das jüngere, noch nicht recht mannbare Mädchen, auf die Erde, deckte das Röckchen bey dem geringen Widerstande auf, und war im Begriff, sie zu nothzüchtigen. Allein die Domestiken kamen ihm zu schnell auf den Hals, daß er in seinem Vorhaben gestört wurde. Es waren zwey Jäger, ein Verwalter, die sechs bis acht starke Knechte und Bauern zu Gehülfen mitgenommen hatten. Sie fielen, wie es billig war, diese Schandbuben mit ihren Knüppeln dergestalt an, daß sie mit ihren Degen nur geringen Widerstand leisten konnten.

Es wäre etwas leichtes gewesen, sie insgesamt zu Gefangenen zu machen, und sie an

einen

einen sichern Ort in Verwahrung zu bringen, weil sie sich aber in Eil auf das ihnen angewiesene Schlafzimmer ganz ruhig verfügten, so wollte der alte Herr sie ausschlafen lassen, und die Sache, weil es einmal in der Betrunkenheit geschehen, nicht weiter ahnden. Er lebte der guten Hoffnung, daß, wenn sie ausgeschlafen hätten, sie den andern Morgen sittsam wieder abziehen würden.

Da aber dem Frieden nicht zu trauen war, gab er seinen Leuten gemessenen Befehl, daß sie die Nacht durch munter bleiben sollten, im Fall sie einen dummen Streich auszuüben noch Lust hätten. Den Verwalter traf die Reihe zuerst, er postirte sich an die Thüre des Zimmers, worin die Gäste waren. Mit Grausen hörte er ihren Entschluß, sie wollten ihr Gewehr laden, zwey von ihnen die Wache bis zwey Uhr halten, sodann das Wohnhaus an vier Ecken in Brand stecken, die ganze Familie ermorden und dann die Flucht nehmen. Diesen Brand- und Mordanschlag mußte noch zum Glück der Verwalter entdecken, der seinem Herrn schleunig davon Nachricht gab, um die nöthigen Verhaltungsbefehle zu erhalten.

Es wurden sogleich die Reutknechte der fremden Edelleute in den Ställen, worin sie schliefen, verschlossen. Seine Leute mußten sich mit geladenem Gewehr versehen, und sich in Bereitschaft halten, im Fall eines Angriffs sich vertheidigen zu können. Der alte schwache Hausherr nahm eine scharf geladene Büchse in die Hand, um sich im Fall der Noth gegen diese Räuber selbst zu wehren. Die ganze Hausgesellschaft unter Anführung des Alten gieng nun mit geladenem Gewehr leise die Treppe herauf, stellte sich vor die Thüre, und indem der Verwalter die Thüre öffnete, geschahen auch sogleich einige Schüsse auf die beyden Wachthabenden, welche todt nieder fielen, und kein geringes Schrecken bey ihren aus dem Schlaf erwachenden Kameraden verursachte. Vier bis fünfe, darunter mein Mann sich ebenfalls befand, suchten durch einen Sprung zum Fenster hinunter in den Schloßgraben sich zu retten. Mein Mann sprang so unglücklich, daß er die Röhre seines dicken Beins zerbrach, so daß er von seinen Saufbrüdern mit genauer Noth auf das nächste Dorf gebracht werden konnte. Die übrigen von dieser saubern Gesellschaft wurden in das

Gefäng=

Gefängniß gebracht, und so, wie es diese Verbrecher verdienten, an Ketten geschlossen.

Nach einigen Tagen brachte man meinen Mann auf einer elenden Karre, unter vielen Schmerzen ließ ich ihn abheben und auf sein Bette bringen. Ich schickte sogleich zu einem Chirurgus, der mir aber wenig Trost gab, und mir geradezu gestand, daß seine Hülfe völlig vergebens seyn würde, ich möchte mich lieber nach einem Beichtvater umsehen, damit er seine Sünden bekennen, bereuen und Vergebung derselben erlangen möchte. Es war nehmlich der kalte Brand dazu geschlagen und alle Hoffnung zur Genesung war auf die Art vergebens.

Unter solchen Umständen hielt ich es für meine Pflicht, ihn an die Ewigkeit zu erinnern, und ihm vorzustellen, daß er nur noch eine kurze Zeit zu leben hätte, daher er sich zu der großen Reise, die er nun bald antreten würde, würdig vorbereiten möchte. Allein anstatt auf meinen wohlmeynenden Rath zu achten, machte er mir die bittersten Vorwürfe, daß ich nur wünsche, mich seiner bald vom Halse zu schaffen, er würde mir zu Gefallen aber nicht so bald sterben, indem er Kräfte genug

bey

bey sich fühlte. Der Priester könne ihm nichts helfen, wohl aber der Dorfbalbier.

Demungeachtet schickte ich nach unserm Pfarrer, der gleich zu mir kam. Ich stellte ihm mit thränenden Augen vor, er möchte doch sein Möglichstes thun, die Seele eines Sünders zu retten, der sich so vielfältig vergangen, und beynahe alle Gebote Gottes so schändlich übertreten hätte. Allein mein böser Mann ließ ihn nicht zu Worte kommen, überhäufte ihn mit Schimpfreden, und befahl ihm, sich sogleich fort zu machen.

Mein Mann schien ruhig zu seyn, als der Bader erschien, und mir wenig Trost geben konnte, indem der kalte Brand schon so weit um sich gefressen, daß er mir ins Geheim gestand, mein Mann möchte wohl schwerlich diesen Abend erleben. Selbst mein Mann schien nun die Gefahr zu bemerken, allein er blieb sich ganz gleich, und äußerte nicht das mindeste Verlangen, den Prediger zu sprechen. Er lebte noch bis den andern Morgen, wo er zwischen acht und neun Uhr starb, ohne die mindeste Reue wegen seiner Vergehungen zu äußern. Er hielt sich nicht lange, sondern gieng sehr bald zur Fäulniß über, ich ließ ihn

daher

daher schon am dritten Tage in seinem Erbbegräbnisse beysetzen.

Dieser mein zweyter Mann hat mir wahrlich wenig Vergnügen, aber desto mehr Verdruß und Aerger gemacht, so daß ich mit allem Rechte mich hätte freuen können, daß er mir so bald von der Seite genommen wurde. Das ganze Haus war froh, daß der Herr desselben nicht mehr war, mir aber gieng sein betrübter Ausgang aus diesem Leben sehr zu Herzen. Ich war nun zum zweytenmal Wittwe geworden, und Jedermann wird vermuthen, daß meine

## Dritte Ehe

gewiß mit mehr Vorsicht wird gewählt werden, da ich die beyden erstenmale so übel angekommen war. Freylich wäre es besser gewesen, wenn ich mich nie wieder verheyrathet, als bis ich den gefunden, den wirklich meine Seele suchte, den ich aber nicht fand, der auch die Gedanken meines Herzens nicht wußte, weil er durch die vorschnelle Abweisung meiner Mutter, so zu sagen auf immer war abgeschreckt worden.

Kaum

Kaum war mein Trauerjahr zurückgelegt; so nahm ich mir ernstlich vor, meine Freyheit nicht so leicht wieder wegzugeben; aber wie leicht wird der Vorsatz eines jungen schwachen Weibes, nach Gelegenheit der Umstände, ohne Beständigkeit seyn, vornehmlich wenn sich ein junger, wohlgemachter Mann um ihre Hand bewirbt.

Um diese Zeit schrieb der Landesherr wegen wichtigen Angelegenheiten einen allgemeinen Landtag aus. Die Etikette erforderte es, daß ich mich ebenfalls nach der Residenzstadt verfügte. Hier waren sehr viele Standespersonen zugegen und ich machte einige sehr gute Bekanntschaften. Unter andern lernte ich bey einer großen Abendgesellschaft einen Edelmann kennen, der mich ganz einnahm. Sein gutes Aeußere, sein bezaubernder Anstand, seine geschmackvolle Kleidung, kurz der ganze Mann wußte sich bey der Gesellschaft so beliebt zu machen, daß jeder ihn gern sah, jeder sich gern mit ihm unterhielt.

Ich weis nicht, woher es kam, daß ich gerade von allen Frauenzimmern seine Aufmerksamkeit erregen mußte. Er unterhielt sich mit mir mehr, als mit jeder andern, und nach dem

dem Essen entdeckte er mir, da wir abgesondert in einem Fenster mit einander sprachen, seine Herzensangelegenheit. Ich machte manche Einwendungen, indem ich fest entschlossen wäre, mich nicht weiter zu vermählen, indem ich gern frey und unabhängig leben möchte. Allein er wußte meine Einwürfe alle so vortrefflich zu beantworten, und es war ihm überhaupt etwas leichtes, eine Festung zu erobern, die sich bereits insgeheim ergeben hatte. Ja ich muß es zu meiner eignen Schande und Beschämung gestehen, ich ließ mich überrumpeln, und versprach einem Manne die Ehe, dessen Karakter, dessen Vermögensumstände und dessen Verbindungen ich nicht kannte. Dieß Verlöbniß — so kann ich es mit Recht nennen — geschah in Gegenwart seines Vaters Schwester und noch einer andern Dame von Stande.

Es konnte nicht fehlen, die ganze Gesellschaft mußte sehr bald unsere Eheverbindung erfahren, und wir erhielten von allen Anwesenden so viele Glückwünsche, daß wir die glücklichsten Eheleute gewesen wären, wenn sie nur zur Hälfte in Erfüllung gegangen wären. Es wurden sogleich neue Erfrischungen herumgegeben, und man brachte zu unserm Wohlseyn

Gesund-

Gesundheiten aus, die mit einem schmetternden: Sie sollen leben! mehr als einmal wiederholt wurden.

Ich mußte hierauf mit meinem Bräutigam den Ball eröffnen. Alle junge Mädchen und Wittwen, die schon lange auf diesen Adonis ihr Augenmerk gerichtet, beneideten mich. Nach dem Balle brachte mich mein Bräutigam in seinem prächtigen Wagen nach Hause, und ich nöthigte ihn aus Höflichkeit in mein Zimmer. Kaum waren wir allein, so küßte er mir so inbrünstig den Mund und den Busen, daß ich nicht wußte, was ich von dieser Behandlung denken sollte. Da er mir aber noch andere Dinge zumuthete, und die Hochzeitnacht vor der Trauung mit mir celebriren wollte, so stieß ich ihn mit Ungestüm zurück. Ich stellte ihm sein seltsames und unanständiges Betragen mit der Erinnerung vor, daß sein äußeres Betragen mit seinem wahren Karakter so wenig übereinstimme, und ich in der Folge vielleicht darüber noch mehr zu klagen Ursache haben würde. Als ein verschlagener Hofmann wußte er sich sehr gut zu helfen, indem er mit Anstand mir zu Fuße fiel, meine Hand inbrünstig küßte, sie mit Thränen

benetzte, und mir in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken die Versicherung gab, daß er nie Veranlassung geben würde, mit ihm unzufrieden zu seyn.

Er verließ mich hierauf mit inniger Beschämung, nahm von mir demüthigst Abschied, und ich beweinte nach seiner Entfernung meine tadelhafte Uebereilung. Einer von meinen treuen Dienern, der alte Anton, kam hierauf in mein Zimmer, stammelte mir eine gutgemeynte Gratulation über meine Veränderung her, setzte aber in seinem treuherzigen Tone gleich hinzu, daß er sich von meiner getroffenen Wahl nicht viel Gutes versprechen könnte. Er wäre nehmlich auch einmal in dieses Herrn Diensten gewesen, wüßte daher seine verkehrte Wirthschaft und habe bey ihm viel ausstehen müssen. Damals wäre er freylich noch jung gewesen, und man hätte sich billig gute Hoffnung gemacht, er werde sich mit zunehmenden Jahren ändern. Allein bey diesem Herrn träfe sicher das Sprüchwort ein: Jung gewohnt, alt gethan. Seine Verschwendung hätte vielmehr mit den Jahren zugenommen, und ein schönes Rittergut nach dem andern wäre verreist worden. Jetzt behelfe er sich

mit

mit Borgen und hätte so viele Schulden, daß er weder Mittel noch Wege wüßte, sie je zu bezahlen. Er bat mich hierauf, daß ich möchte verschwiegen seyn, weil seine Aufrichtigkeit ihm bey seinem neuen Gebieter manchen Verdruß verursachen könnte. Aber einen freundschaftlichen Rath wolle er mir gern geben, wenn ich ihn anhören wollte.

Ich fragte ihn hierauf: Worin dieser bestehen sollte. Er sagte mir: Er wüßte, daß ich ein ansehnliches Vermögen besäße und er wünsche, daß ich dasselbe bis in das späteste Alter genießen möchte. Daher müßte ich mich mit meinem neuen Gemahl sehr wohl vorsehen, daß ich solche Ehepakte mit ihm errichtete, daß ich immer Herr von meinem Vermögen bliebe. Ich war zufrieden mit seiner Aufrichtigkeit, gebot ihm Stillschweigen, schenkte ihm ein paar Dukaten, ließ ihn abtreten und rief mein Kammermädchen, von der ich mich auskleiden ließ.

Ich hatte eine sehr unruhige Nacht, die Nachricht von meinem treuen Diener gieng mir im Kopfe herum, mein Geblüt kam außerordentlich in Wallung, und ich besorgte, daß vielleicht eine langwierige Krankheit daraus erfol-

erfolgen könnte. Doch nach einiger Besinnung war ich gleich wieder gefaßt, ich überlegte meine Lage, und bedachte, daß sie noch zu ertragen sey. Ich schlief sanft ein, bis daß ich von einer sanften Stimme erwachte, die zu mir zu sagen schien: Getrost, Friederike! Zwey Männer hast du gehabt, den dritten nimmst du jetzt und vier andere müssen deinem Friedrich weichen, dann wirst du glücklich seyn!"

Gewiß kann ich nicht sagen, ob ich diese wunderbare Prophezeihung wachend oder im Traume gehabt habe. So viel weis ich aber, daß ich dadurch sehr gestärkt worden, wie sie mir denn auch manche folgende Leiden sehr erleichtert hat, und ich habe dadurch gelernt, wie man sich in Geduld üben müsse, bey so manchen unangenehmen Begebenheiten, denen wir Erdenbewohner unterworfen sind.

So wie ich aufgestanden war, überlegte ich das, was mir Anton den vorigen Abend gesagt, und da ich ihn nochmals gefragt, und er alles noch einmal bestätigt, auch mir über mehrere Dinge Auskunft gegeben, merkte ich wohl, daß ich mit meinem neuen Gemahl nicht viel Kinder zeugen würde, indem er sein mei-

stes

stes Pulver bereits in der Fremde verschossen, auch manchmal dabey sich verbrannt. Ich schickte ihn zugleich zu einem berühmten Rechtsgelehrten, den ich zum Mittagsessen einladen ließ.

Dieser Mann kam zu mir, und als ich ihm mein Anliegen entdeckt, schüttelte er über die ganze Heyrathsgeschichte. Es wäre besser gewesen — sagte er — wenn ich vor Schließung dieses Ehebündnisses ihn um seine Meynung gefragt. Er hätte mich als ehrlicher Mann vor diesem Verschwender gewarnt, indem es ihm etwas Leichtes wäre, Millionen durchzubringen. Sein ansehnliches Erbgut nebst allem baarem Vermögen sey fort, und er habe bereits über drey und zwanzigtausend Thaler auf Wechsel aufgenommen, die er zu dem bestimmten Termin zahlen müßte, wenn er nicht wollte, daß man zur Verfallzeit mit ihm nach Wechselrecht verführe. Da aber nun einmal die Sache geschehen, wollte er mir wenigstens den wohlmeyneuden Rath geben, daß ich mit ihm einen solchen Ehekontrakt errichten möchte, daß ihm zwar der Nießbrauch meines Vermögens zugestanden würde, allein daß ich mir selbst die Verwaltung desselben vorbehielt.

Ich

Ich dankte für diesen wohlmeynenden Rath, und bat den Herrn Doktor, daß er selbst die Ehepakten aufsetzen möchte. Indessen erschien mein Bräutigam ebenfalls bey mir zum Essen. So bald wir abgegessen hatten, entdeckte ich ihm mein Vorhaben, darüber er ganz bestürzt zu seyn schien; allein da alle seine Bitten nichts halfen, gab er endlich doch seine Einwilligung darein.

Nachdem der Ehekontrakt nach meinem Sinn war aufgesetzt und von beyden Seiten unterzeichnet worden, erfolgte nach acht Tagen die feyerliche Vermählung auf meinem letzt ererbten Gute und Wohnsitze, im Beyseyn unserer nächsten Freunde und Verwandten.

Mein neuer Gemahl hieß Ernst Heinrich von M. . . . Er stammte von einer alten Familie her, und hatte, wie ich bereits gesagt, ein sehr gutes Ansehen, wodurch ich mich eben fangen ließ, wie dieß gegenwärtig viele Mädchen und Weiberchen zu thun pflegen. Er selbst abrr wußte es auch, daß er nicht häßlich war, und war in sich selbst über alle Vorstellung verliebt. Nach seiner Meynung war er nicht allein schön und liebenswürdig, sondern auch klug, witzig, und wo kann ich alle die

vortrefflichen Eigenschaften nennen, die er von sich selbst rühmte.

Er hatte schöne Rittergüter, nahe an hunderttausend Thaler vormals werth, von seinem Vater ganz allein geerbt, und von seinem mütterlichen Großvater noch dazu ein Kapital von sechszig tausend Gulden baares Geld geerbt; allein er hatte schon längst alles auf eine galante Art durchgebracht, und sich immer mit der Hoffnung geschmeichelt, ein reiches Weib werde alles wieder gut machen.

Sein Wunsch war zum Theil erfüllt worden. Durch mich konnte er nun wieder standesmäßig und als ein ehrlicher Mann leben, indem ich alle seine Schulden bezahlte, und ihm jährlich funfzehntausend Thaler zur Bestreitung seiner Ausgaben aussetzte. Ich hoffte dadurch ihn klüger und vorsichtiger zu machen, und ihn wenigstens abzuhalten, sich in neue Schulden zu stecken. Allein ich betrog mich gewaltig.

Von allen seinen Fehlern war übelangebrachter Ehrgeiz der vornehmste, von dem sich überhaupt alle seine entsetzlichen Verschwendungen herschrieben. In seiner Jugend war

er unter lustige Brüder gerathen, unter denen sich auch solche befanden, die mit der Religion ihr Gespötte trieben. Auch er wurde ein Religionsspötter, that sich in Gesellschaften damit groß, und als er von Reisen zurückgekommen, und noch mehr gesehen und gehört, ward er unausstehlich. Er verstand die Kunst als ein Edelmann zu fluchen, und sich über alles aufzuhalten, was so vielen Menschen ehrwürdig ist. Indessen änderte sich seine Gesinnung in diesem Stück, nachdem er sein Vermögen verschwendet und sich von lustigen Kreditoren überlaufen sah. Nun ward er, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, ein Bethbruder. Er mußte alle Tage seinen Morgen- und Abendsegen bethen, er sprach auch heimlich sein Tischgebeth, gieng alle Sonn- und Festtage in die Kirche und war äußerlich ein ganz guter Christ. Jeder Arme, der zu ihm kam, konnte sichere Rechnung darauf machen, von ihm eine kleine Gabe zu erhalten. Junge Mädchen und Weiberchen hatten sich, wenn sie hübsch waren, ganz vornehmlich seiner Freygebigkeit zu erfreuen, und er pflegte dann ganz genau ihre körperlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten zu untersuchen; aber arme Männer und

Studenten konnten ebenfalls auf seine Wohlthätigkeit rechnen.

Da seine Frömmigkeit im Grunde weiter nichts war, als Scheinheiligkeit, so bekam dieselbe durch meine Heyrath einen gewaltigen Stoß. Er hatte in Ansehung der Religion ganz wunderliche Grundsätze, die ihn oft von dem rechten Wege auf Abwege leiteten. Er bildete sich z. B. ein, Hurerey wäre keine, wenigstens eine sehr verzeihliche Sünde, und behauptete so etwas in öffentlichen Gesellschaften, in Gegenwart von Standespersonen und vornehmen Damen. Ein sehr braver und gelehrter Officier machte ihm einmal gegen solche Behauptungen sehr bündige und gründliche Einwendungen, worüber mein Gemahl, der durchaus keinen Widerspruch vertragen konnte, dergestalt aufgebracht wurde, daß er dem andern, seinem Gegner, ein volles Glas Wein an den Kopf warf. Der Beleidigte stand sogleich vom Tische auf und verließ das Zimmer und die Gesellschaft.

Den andern Morgen schickte der beleidigte Edelmann meinem naseweisen Gemahl eine Aufforderung auf ein paar Pistolen zu. Mein Mann war zwar kein Poltrer, aber er hatte

doch

doch nicht gern etwas mit geladenen Pistolen zu thun, und wünschte daher, daß die Sache in der Güte möchte beygelegt werden. Ich bot willig die Hand dazu, indem ich meinen Hauswirth zu bereden suchte, daß er doch den Edelmann bewegen möchte, dießmal nicht nach der Strenge mit meinem Manne zu verfahren, indem er ihm gern alle Beleidigungen abbitten würde. Der Beleidigte hatte anfangs dazu gar keine Lust; allein auf mein wiederholtes Bitten ließ er es sich doch endlich gefallen, aber mit der Bedingung, daß er vor der ganzen Gesellschaft ihm die Beleidigung feyerlich abbitten sollte.

Mein Gemahl hatte auch noch etwas Ehre im Leibe, wie er immer zu sagen pflegte, und wollte schlechterdings nicht sich zu einer Abbitte verstehen, sondern nahm weit lieber den angebotenen Duell an, wovon er doch die üble Folge hatte, daß ihm das rechte dicke Bein ganz zerschossen wurde, und er sich genöthigt sah, zeitlebens an Krücken zu gehen.

Ganz besondere Sorge trug er für seinen Leib. Er ließ sich alle Sonnabend ein wohlriechendes Kräuterbad machen, welches jedesmal drey bis vier, auch zuweilen noch mehrere

Tha-

Thaler zu stehen kam. Die Spötter und Feinde von ihm breiteten daher aus, daß er noch nicht ganz gesund wäre, sondern daß seine Ausschweifungen in Paris und Venedig noch manche Ueberreste zurückgelassen hätten, welche er auf die Art sich vom Halse schaffen wollte. Allein in diesem Stücke war er vollkommen unschuldig; denn bey allen seinen galanten Krankheiten, die er öfters gehabt, nahm er immer sehr geschickte Wundärzte an, die ihn aus dem Grunde kuriren mußten.

Er war aber auch ein wahrer Kleidernarr. Es vergiengen kaum vierzehn Tage, und wenn es lange dauerte, höchstens ein Monat, so mußte er ein neues Kleid, und nicht etwan ein simpel Tuchkleid, wie es jetzt Mode ist, sondern ein mit Gold und Silber gesticktes haben, und wie viel ein solches Kleid kostete, wie unnütz eine solche Ausgabe war, darf ich wohl nicht erst meinen Lesern sagen. Allein kaum wird mir Jemand glauben, daß mein Herr Gemahl in einem einzigen Jahre über sechs bis acht tausend Thaler an brabanter Spitzen, parfumirten italienischen Handschuhen, seidnen Strümpfen, Gold- und Silberstickereyen und dergleichen verthan hat. Seine Verschwen-

dung gieng noch viel weiter. Kaum war ich mit ihm vier Wochen vermählt, als er sich in Paris einen modernen, geschmackvollen Wagen machen ließ, der ihn mit Transport nahe an zwölftausend Gulden zu stehen kam. Dazu waren unsere Pferde, die wir im Stalle stehen hatten, viel zu schlecht, er kaufte daher ein vortreffliches Gespann Schecken. Allein etwas hatte er bey seiner großen Klugheit doch noch vergessen, nehmlich ein verhältnißmäßiges Sattelzeug, welches ebenfalls in Paris hatte verfertigt werden müssen. Dieß gieng ihm so im Kopfe herum, daß er einige Tage weder essen noch schlafen konnte. Allein mein Mann war erfinderisch, er wußte sich zu helfen, und dieser kluge Einfall fiel ihm in einer schlaflosen Nacht ein. Er schickte nehmlich gleich den andern Morgen seinen Kammerdiener, der ihn vielleicht erst mußte auf die Sprünge gebracht haben, nach Paris, nicht sowohl das Pferdezeug nach modernem Geschmacke einzukaufen, sondern auch bey dieser Gelegenheit gleich ein paar Mohren mit zu besorgen.

Er fuhr über diesen herrlichen Einfall so gewaltig im Bette in die Höhe, daß ich darüber aufwachte und ihn fragte, was er wollte.

Allein

Allein er fieng zu schellen an und sagte, er würde sich um seine Sachen schon allein bekümmern, so wie ich mich auch um die meinigen bekümmern könnte.

Ich muß gestehen, meine Neugierde hätte ich gern befriediget, und wollte doch nicht gern meinen Mann, der so trotzig antwortete, die Gefälligkeit erweisen, ihn darnach zu fragen. Doch ich erfuhr es nur zu bald. Der Kammerdiener erschien nach dem Schellen mit einem Lichte in der Hand, und fragte demüthig, was der gnädige Herr zu befehlen hätte.

Höre Jean — war meines Mannes Antwort — du mußt dich auf der Stelle reisefertig machen, denn ehe noch eine Stunde vergeht, mußt du nach Paris reisen. Dort hast du in meinem Namen wichtige Geschäfte zu besorgen, die ich dir aber allein entdecken muß; so bald ich aufgestanden seyn werde, will ich mit dir weiter sprechen.

Er stand auf, und begab sich in die sogenannte Expeditionstube, worin freylich nicht viel zu expediren war, fertigte seinen Kammerdiener mit einem Briefe nach Paris ab, um das von da zu holen, was er vielleicht in Deutschland eben so gut hätte haben können.

Als mein Mann zurück kam, und sich wieder zu mir ins Bette legte, fragte ich ihn nicht einmal, welche nothwendige Geschäfte er in Paris zu besorgen habe. Der Kammerdiener reiste mit Postpferden ab, kam nach vier bis fünf Wochen mit dem verlangten Pferdezeuge und zwey Mohren zurück, und legte meinem Manne eine Rechnung von eilfhundert Thalern vor.

Wer war vergnügter, als mein Mann. Er ließ in aller Eil die Livreen für die beyden Mohren und für zehn andere Domestiken besorgen. Es war eine Pracht, wie sie carmosinroth stark mit Gold verbrämt giengen, und ihrem lahmen Herrn wahrhaftig keine Schande machten.

In diesem prächtigen Aufzuge fuhr er in seinem mit sechs Schecken bespannten Wagen nach Hofe. Sein Kammerdiener, Haushofmeister und Verwalter eröffneten den Zug, dann kam er selbst in seinem Staatswagen, auf welchem eine ganze Menge Bedienten aufgepflanzt waren. Hinter dem Kutscher standen die beyden Mohren in weißen türkischen Bunden, und hinten standen sechs Bedienten, insgesamt in ihrer Staatslivree. Seine beyden

den Jäger mit ihren stark mit Silber beschlagenen Hirschfängern und Hiftriemen folgten zu Pferde, und den völligen Beschluß machten vier Handpferde mit ihren Führern.

Mein Mann machte in der Residenzstadt, wo sich schon viele hohe Herrschaften aufhielten, kein geringes Aufsehen, indem Niemand von allen so glänzend und prachtvoll erschien als mein Mann. Er bildete sich darauf sehr viel ein, und dachte vielleicht nicht daran, daß er sich dadurch viele Neider und Feinde zuziehen konnte. Noch an demselben Abende, da er an der herrschaftlichen Tafel seine Aufwartung zu machen hatte, erfuhr er leider die Bestätigung dieses Erfahrungssatzes. Ein großer, aus einem herzoglichen Hause entsprossener General, der es meinem Gemahl nicht an Pracht und Aufwand gleich thun konnte, warf deßhalb auf ihn einen unversöhnlichen Haß, den er unmöglich verbergen konnte. So wie dieß mein Gemahl merkte, suchte er ihm aus dem Wege zu gehen, unglücklicher Weise mußte er aber dem Hofnarren des Prinzen in den Wurf kommen.

Dieser verschmitzte Mensch bückte sich vor meinem Manne bis auf die Erde, und küßte

nach tiefen Verbeugungen dessen Rocksaum, umarmte ihn aber auch zugleich mit diesen Worten: Willkommen, Herr Kollege! Gleich und gleich gesellt sich gern.

Wahrlich, Herr Bruder — fuhr er fort — du siehest Kaiserlicher Majestät im Monde so ähnlich, wie Mäusekötel dem Rattendreck. Es entstand ein allgemeines Gelächter, mein Mann ward bald blaß, bald roth. Als der Narr merkte, daß sich mein Mann darüber ärgerte, und sein Herr diese Behandlung gar nicht ungnädig aufnahm, fuhr er fort.

In allem Ernst, Herr Bruder, bist du der Kaiser aus dem Monde, oder bist du es nicht? Meinem Bedünken nach mußt du ein wichtig Ding hier unten, oder dort oben in der Welt seyn, oder du mußt unter deinem gestickten Kleide eben so ein Hauptnarr, als ich und meines Gleichen seyn. Für einen bloßen Krautjunker schickt sich dein Staat wahrlich nicht. Ehemals dünkte ich mir wahrlich auch nichts Geringes. Bey meinem bürgerlichen Einkommen führte ich einen freyherrlichen Staat, so lange bis mich meine ungeduldigen Gläubiger zwangen, das Hasenpanier zu ergreifen, und wie andere Spitzbuben das Weite zu suchen.

Dir,

Dir, werther Herr Kollege, wird es um kein Haar besser gehen, weil du es nicht besser anfängst, als ich es anfieng. Wer sich die Narrenkappe selbst zuschneidet, der darf für weitere Promotion gar nicht sorgen; denn ich hoffe nicht, daß deine Frau Liebste diesen großen Titel mit dir theilen, und nebst dir im Narrenspital ihre Wohnung aufschlagen werde. Allein ewig Schade ist es, Herr Bruder, daß diese hohen Herrschaften so übel berathen sind, und uns nicht alle beyde zu ihrem Kammerwesen gebrauchen wollen. Wir würden uns doch wahrlich eben so gut dazu schicken, als der Wolf zum Schafhunde, der Fuchs zum Gänsejungen, der Hecht zum Oberlandfischmeister und das Eichhörnchen zum Nußverwalter.

Wer bis jetzt noch nicht gelacht hatte, der fieng erst an zu lachen. Mein Herr Gemahl bekam dadurch Zeit, seine Verwirrung zu verbergen, vornehmlich da eine schon veraltete Prinzessin nur bey der Gesellschaft war, die von meines Mannes Thorheit Nutzen zu ziehen hoffte, und daher mit einem Winke den Hofnarren aus dem Zimmer wegzuschaffen wußte.

Nach der Tafel ward der Ball eröffnet, woran mein Gemahl aber wegen seines lahmen Fußes keinen Antheil nehmen konnte. Die alte Prinzessin war auch nicht mehr Liebhaberin vom Tanzen, und brachte sehr bald eine Spielparthie zusammen, worunter sich denn auch mein Gemahl befand, weil sie seinen vollen und schweren Beutel etwas leichter zu machen Lust hatte.

Mein Mann verkannte die hohe Gnade nicht, mit einer so großen Prinzessin spielen zu dürfen. Er richtete es immer so ein, daß ein Haufen Dukaten nach dem andern verloren gieng, und als er kein baar Geld mehr hatte, spielte er auf Kredit, so, daß er, als man aufhörte, noch neun Tausend Thaler an die Prinzessin zu zahlen hatte, welche ich ihm binnen zwey Tagen schaffen mußte, damit er nur nicht als Lügner bey der Prinzessin bestünde.

Einen solchen fetten Braten wollte meine gute alte Prinzessin nicht sobald fahren lassen, vielmehr wandte sie alle Kunstmittel an, ihn in ihr Netz zu locken, in der Hoffnung, daß, wenn er erst einmal gefangen wäre, er nie seine Freyheit wieder erhalten sollte.

Sehr bald erhielt er die gnädige Erlaubniß, der Prinzessin bey ihrer Toilette aufwarten zu dürfen, und wenn man dem scandalösen Gerede Glauben beymessen wollte, so vertrat er auch zuweilen die Stelle ihres verstorbenen Gemahls. Unbegreiflich ist es, wie er zu dieser alten Fürstenhaut Liebe hegen und vor meinem fünf und zwanzigjährigen Alter einen ordentlichen Ekel bekommen konnte. In den eilf Wochen, da er sich an diesem Hofe aufhielt, machte er nahe an siebenzigtausend Thaler Schulden, die ich aber unter keinerley Vorwande zu bezahlen willens war.

Dieser große Aufwand verschaffte ihm manchen Freund bey Hofe, indem die fortwährenden Gastereyen wohlgefielen, und den Wunsch erregten, einen solchen reichen und verschwenderischen Mann stets bey Hofe zu behalten. Man that daher dem regierenden Herrn den Vorschlag, daß er meinen Gemahl in Rücksicht des großen Vermögens und des beträchtlichen Aufwands, den er in der Residenz machte, zum Staatsminister erheben möchte.

Der Fürst, der auch nicht weit in die Zukunft sehen konnte, freute sich über diese glückliche Acquisition, und ernannte ihn mit einem Gehalt von

vier

vier Tausend Thalern zu seinem Kammerpräsidenten. Nächst meinem Gemahl war niemand als die alte Prinzessin über diese Standeserhebung vergnügter, und nun legte sie es bloß darauf an, zu verhindern, daß ich nicht ebenfalls in die Residenzstadt zöge, sondern bat meinen Mann, mich zu überreden, auf meinen Gütern zu bleiben. Allein alle diese Umstände waren nicht nöthig, denn so bald ich nur erfuhr, welche Würde mein Gemahl erhalten, so trug ich gar kein Verlangen, Zeuge von dem nahen Fall desselben zu seyn, denn es ließ sich nach seinem ganzen Karakter voraussehen, daß seine Verschwendung eher zu- als abnehmen würde. Ich hatte mir also fest vorgenommen, auf meinen Gütern zu bleiben. Indessen gab ich meinem Gemahl gar keine Veranlassung, sich über mich zu beschweren, vielmehr ließ ich ihm vor wie nach seine funfzehntausend Thaler auszahlen, legte ihm auch noch überdieß fünftausend Thaler in Gelde jährlich zu, bloß um zu sehen, wie er damit haushalten würde.

Allein kaum war er installirt worden und hatte diese wichtige Stelle angetreten, so machte er einen Aufwand, der alle seine Kräfte weit

über-

überstieg. Er vermehrte seine ohnehin zahlreiche Dienerschaft noch mit mehrern Domestiken, und verschrieb sich noch außerdem zwey Heiducken und drey Laufer, so daß er einen beynah fürstlichen Staat führte.

Die Prinzessin konnte ihn nun noch weit besser leiden, und hatte jetzt sogar andere Absichten auf ihn, wie mir eine gute Freundin erzählte, in deren Gegenwart sie Folgendes meinem Manne zu sagen beliebte: Es ist ewig Schade, daß Sie schon verheyrathet sind. Sollte Ihre Frau einmal mit Tode abgehen, und ihnen ihr ansehnliches Vermögen aus Gefälligkeit überlassen, so wäre es etwas Leichtes, sich in den Reichsgrafenstand erheben zu lassen, und eine Fürstin zur Gemahlin zu bekommen. Mein treuloser Mann erklärte sich dagegen, daß er nach seiner kargen Frau eben so wenig frage, als nach seinen unlängst abgelegten Schuhen. Er hätte ihr längst die ewige Ruhe gewünscht; wenn er aber ein so hohes Glück, womit Ihro Hoheit seiner Wenigkeit zu schmeicheln wüßten, auf dieser Welt erlangen sollte, so käme es ja auf eine gute Dosis wohl zubereiteten Successionspulvers nicht an, durch

dessen kräftige Wirkung man eine so filzige Kreatur schon zur Abfahrt disponiren könnte.

Das Fräulein verließ hierauf das Zimmer, weil sie wohl merkte, daß mein Gemahl mit der Prinzessin unter vier Augen sprechen wollte, bey welcher Gelegenheit sie ihren mörderischen Plan vermuthlich werden weiter überlegt haben, ich aber erfuhr sogleich durch einen treuen Boten die ganze Unterredung durch die nicht genug zu rühmende Gefälligkeit meiner mir ewig unvergeßlichen Freundin.

Von diesem Augenblicke an hielt ich meinen Gemahl, wenn er zu mir aufs Land kam, für einen erklärten Straßenräuber. Ich war nicht gern mit ihm allein, aß nichts von dem, was er mir mitbrachte, und am Ende durfte diese Vorsicht mich auch nicht gereuen. Doch hätte ich mich bald einmal verleiten lassen, einen schönen Spritzkuchen zu essen, den er mir aus der Stadt schickte. Zum Glück siegte meine Klugheit über meine Lüsternheit, und mein großer Hund, der in die Stube gelaufen war, die einer von den Domestiken aufgelassen hatte, fraß denselben als eine glücklich eroberte Beute auf; allein das Gift war zu

heftig, und in wenig Stunden war er nicht mehr in dem Reiche der Lebendigen.

Es waren also sichere Beweise da, daß mein Mann willens war, mich aus der Welt zu schaffen; ich schickte daher meinen Anton in die Stadt, um den mir schon bekannten geschickten Rechtsgelehrten zu mir zu rufen, um mich mit demselben wegen dieser wichtigen Sache zu besprechen. Nachdem ich ihm alles genau erzählt, sagte er mir, daß kein anderes Mittel unter solchen Umständen übrig wäre, als mich von ihm scheiden zu lassen.

Hierzu war ich willig und bereit, als Jean, meines Gemahls Kammerdiener, in den Hof herein gesprengt kam, und nachdem er abgesprungen, zu mir eilig ins Zimmer trat. Ich muß ihnen eine schlechte Zeitung überbringen — sagte er zu mir — bey der gestern angestellten Revision auf der Rentkammer fanden die Herren Kommissarien einen Defekt von sechs und vierzigtausend Thaler, und da mein Herr die Verwendung derselben nicht gehörig bescheinigen konnte, führte man ihn unter Begleitung von sechzehn Mann Soldaten auf das Schloß. Ich wurde sogleich zu ihm gerufen, und er befahl mir, mich eilig

zu der gnädigen Frau zu begeben, und dieselben in seinem Namen zu ersuchen, diese kleine Post so fort zu entrichten, damit er je eher je lieber aus seiner Gefangenschaft befreyet würde.

Und sein voriges böses und unvernünftiges Leben desto eher wieder anfangen könnte — setzte ich hinzu. — Allein ich bin es nun überdrüssig, meinen thörigten Herrn Gemahl ferner in seinen Ausschweifungen zu unterstützen, so wenig ich es zugeben werde, daß mein armes Kind von ihm an den Bettelstab gebracht wird. Sage er daher seinem Herrn, daß ich weiter nichts für ihn thun könnte. Damit er aber sehen sollte, daß ich an ihm als eine treue und redliche Frau handle, wollte ich noch diese Summe, als das Letzte für ihn bezahlen, so bald erweislich wäre, daß dieser Defekt nicht muthwillig, sondern aus Nachlässigkeit entstanden sey; doch unter der Bedingung, daß er augenblicklich seine Bedienung aufgebe und wieder auf das Land zöge. Indessen wollte ich ihm zu seiner täglichen Ausgabe hundert Dukaten schicken.

Der Kammerdiener richtete seinen Auftrag pünktlich aus, und überlieferte die hundert

Dukaten seinem Herrn. Dieser war zu stolz und aufgeblasen, als daß er auf meine wohlmeynende Erinnerung im geringsten Rücksicht genommen, vielmehr fieng er an zu toben und zu lermen, nahm aber doch die übersandten Dukaten als eine Schuldigkeit von seiner elenden Magd.

Jedermann freute sich über den wohlverdienten Fall meines Gemahls, vornehmlich die Bürger, welche er bey allen Gelegenheiten zu drücken suchte. Hauptsächlich freute sich der Hofsattler, daß seine unlängst geschehene Prophezeihung so pünktlich eingetroffen wäre. Denn da dieser Mann einmal nach vielem Laufen und Rennen bey meinem Gemahl zur Audienz kam, und um gnädigen Abtrag seiner alten Kammerschuld unterthänigst bat, sagte mein Mann in despotischem Tone zu ihm: „Wir werden sehen, was in eurer Sache zu thun seyn wird, bis dahin müßt ihr euch gedulden.“ Ey Geduld, was Geduld! — versetzte der Hofsattler — ich dächte, ich hätte nun bald zwanzig Jahr Geduld gehabt; ich muß Geld haben, mit Geduld kann ich Niemanden bezahlen. Diese unerwartete Antwort brachte meinen Gemahl dergestalt auf,

 daß

daß er zu ihm sagte: Ob er auch wohl wüßte, mit wem er redete, und daß er ihm schon etwas anders zeigen lassen könnte? — „O! gnädiger Herr! — gab ihm dieser mit vieler Hitze zur Antwort: — Mit losen Worten bezahlt man die Leute nicht. Der Teufel hat schon manchen Kammerpräsidenten geholt, er wird auch euch schon noch holen, ich will es erwarten, was ihr mir zeigen werdet. Der Hofsattler verließ die Wohnung des Herrn Kammerpräsidenten, und nach einigen Tagen ward seine Weissagung erfüllt.

Mein Mann sah nur zu sehr seine üble Lage ein, er suchte daher einen Unterofficier, der bey ihm zur Bewachung war, zu überreden, gegen ein Geschenk von einigen Dukaten, und unter dem Versprechen einer noch größern Belohnung, ihm die Freiheit zu verschaffen. Hierzu verstand sich derselbe und beredete noch ein Paar Soldaten, mit ihm die Flucht zu nehmen. Indessen hatte der Kammerdiener bereits einen Wagen mit Postpferden in dem nahen Holz in Bereitschaft, auf die Art ihre Flucht sehr erleichtert ward.

So kamen sie eilig an den Belt, und mein Mann bestellte einen Platz in einem Schiff,

das

das ihn nach Koppenhagen bringen sollte. Jedoch er war unglücklich, ein gewaltiger Sturm vereitelte seinen Plan, das Schiff scheiterte, und alle darauf befindliche Menschen mußten ihr Leben einbüßen, ein einziger Schiffsjunge ausgenommen, der die Nachricht von diesem Unglück erzählte.

## Die vierte Ehe

wird nun wohl besser gewählt werden, höre ich alle meine Leser und Leserinnen sagen, ohne zu bedenken, daß wir selten Herr über unsere Neigungen sind, sondern uns nur zu leicht von Schein und Vorurtheilen blenden lassen.

Kaum hatte man das Unglück bey Hofe vernommen, das meinem Gemahl begegnet war, so ließ sich ein Minister des Fürsten bey mir melden, und gab mir zu verstehen, daß ich die von meinem auf der Flucht ertrunkenen Eheherrn unberechneten sechs und vierzig tausend Thaler, nebst allen verursachten Schaden und Unkosten, ohne Zweifel würde erstatten müssen, wenn ich mich nicht bey Zeiten nach einem geschickten Rechtsbeystande umsähe. Er selbst wollte sehr gern die Sache für mich so

besorgen, als wenn sie seine eigne wäre, nur bäte er sich dafür ein kleines Plätzchen in meiner Gewogenheit aus.

Ich dankte für sein gütiges Anerbieten, erklärte aber, daß, da ich weder meines unglücklichen Gemahls Erbin wäre, noch für ihn Bürgschaft geleistet hätte, ich nicht absehen könnte, wie ich wegen dessen übeln Verwaltung der ihm anvertrauten Gelder responsabel seyn sollte.

Der Herr Minister schüttelte den Kopf, und gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß mir alles dieß nichts helfen könnte. Wenn ich mich in vierzehn Tagen nicht entschlösse, seine Gemahlin zu werden, so würde ich bald merken, wie viel Schaden ich mir gethan, und wie große Ursache ich hätte, meine stolze Weigerung zeitlebens zu bereuen.

Ich machte manchen Versuch, diesen stolzen Freyer mit guter Manier auf andere Gedanken zu leiten, ich schützte meine Trauerzeit vor, und bat mir nur noch so lange Bedenkzeit aus. Allein meine Gründe fruchteten nichts, indem er beym Abschiede mich bedenken ließ, ob ich seinen Antrag annehmen, oder den

Verlust meines ganzen Vermögens gewärtig seyn wollte.

In solcher mißlichen Lage nahm ich meine Zuflucht zu meinem geschickten Rechtsgelehrten, den ich durch meinen getreuen Anton aus der Stadt zu mir kommen ließ. Er lachte, als ich ihm erzählte, auf welche Art mein neuer Liebhaber mich zu einem Eheverbindniß zwingen wollte. Er versicherte mir, daß dieß leere Drohworte wären, die wie der Rauch im Winde verflögen. Solle sogar der Fürst sich von seinem Minister überreden lassen, eine Ungerechtigkeit zu begehen, so wären in Wien seine Richter, die Gerechtigkeit liebten, und offenbar Unrecht strenge ahnden würden.

Nach einigen Tagen meldete mir der nämliche Rechtsgelehrte, daß man meines verstorbenen Mannes sämmtlichen Nachlaß in Beschlag genommen, und damit umgienge, meine Güter sequestriren zu lassen. Er gab mir daher als mein Curator und treuer Freund und Diener den Rath, mein baares Geld und alle Kostbarkeiten so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen, und mich so bald als möglich an den kaiserlichen Hof zu wenden, dahin ich von ihm eine genaue Instruction meiner Sache erhal-

halten sollte. Ich packte also meine besten Sachen ein, bestellte Postpferde, setzte mich mit meiner kleinen Tochter in den Wagen, nahm ein Kammermädchen, meinen treuen Anton, und noch einen andern guten Kerl mit, und fuhr in der Nacht um ein Uhr in Gottes Namen ab. Den neunten Tag kam ich glücklich in Wien an.

In dieser Stadt wohnte ein reicher Bankier, mit dem mein Mann in sehr genauer Verbindung gestanden, auch uns bey seiner Durchreise einmal besucht, und nach Möglichkeit bewirthet worden. Damals mußte ich ihm heilig versprechen, daß, wenn ich einmal nach Wien reisen sollte, ich ihm ja Gelegenheit geben möchte, diese Höflichkeit zu erwiedern. Diese angenehme Erinnerung machte mich so dreust, gleich nach meiner Ankunft in Wien, meinen Anton mit einem Lohnbedienten in die Wohnung des Bankiers zu schicken, und demselben meine glückliche Ankunft in der Kaiserstadt melden zu lassen. Ehe noch mein Bedienter wieder zu Hause war, trat der Bankier in mein Zimmer, bewillkommte mich freundlich, und bat mich, in seinem Hause abzutreten und mit einer geringen Bewirthung

zufrieden zu seyn. Alle meine Einwendungen, die ich dagegen machte, halfen nichts, ich mußte gehorchen.

Seine Wohnung war nicht etwan die eines gemeinen Bürgerhauses, sondern man glaubte einen großen Pallast zu sehen, dessen innere Verzierungen ganz mit dem Aeußern übereinstimmten. Mir wurde das zweyte Stockwerk zu meiner Wohnung angewiesen. Seine Gemahlin nebst ihren beyden ältesten Töchtern machten mir sogleich ihre Aufwartung mit einer Ungezwungenheit und Artigkeit, die mich für sie einnahm. Sie bezauberten mich noch mehr durch ihre witzigen Antworten, launichten Scherzen und sinnreichen Einfällen, als ich mit ihnen den Abend speiste.

Wie viele Edelleute, dachte ich bey mir, als ich mich wieder auf meinem Zimmer befand, werden von dieser Bürgerfamilie beschämt, die nicht wegen ihres Reichthums, sondern wegen ihrer Verdienste und wegen ihrer Tugenden vor manchen andern den Adel verdienten.

In dieser angenehmen Gesellschaft brachte ich meine Zeit recht vergnügt zu, so daß ich nicht eher an meine eignen Angelegenheiten dachte, als bis ich von meinem Curator einen

langen Brief erhielt. In demselben meldete er mir, daß meine Güter nunmehr sequestrirt würden, nachdem meine Mutter nebst dem Gesinde das Wohnhaus sofort hätten verlassen müssen. Ich ließ sogleich meinen lieben Wirth und Freund zu mir auf mein Zimmer bitten, erzählte ihm das Vorgefallene, und erbat mir seinen guten Rath bey dieser für mich höchst unangenehmen Sache.

Er sagte mir: Ich bin zwar kein Advokat, allein so viel sehe ich denn doch ein, daß ihnen das größte Unrecht geschehen, daß ihre Feinde zuletzt mit Schimpf und Schande bestehen und ihnen alles wieder herausgeben müssen, was sie ihnen ohne Recht genommen haben. Allein es thut mir leid, daß ein vornehmer spanischer Cavalier, der, wenn er in Wien ist, über ihnen zu logiren pflegt, gerade jetzt nicht anwesend ist; doch denke ich, daß er in sechs Tagen zurückkommen wird. Dieser Mann stehet beym Kaiser selbst, bey allen dessen Ministern, und vornehmlich beym Reichshofrathspräsidenten in besondern Gnaden, und kann ihnen in dieser Angelegenheit sehr gute Dienste thun. Doch will ich sogleich zu einem geschickten Procurator schicken, damit ihre

Klage je eher je lieber beym Reichshofrath eingereicht werden kann.

Der Procurator erschien bey mir. Ich unterrichtete ihn von der ganzen Sache, und er setzte darnach seine Vorstellung in ziemlich harten Ausdrücken auf, die ich aber zu mäßigen bat, weil eine ohne Hitze geschriebene Vorstellung ungleich mehr Wirkung thun müßte, als eine andere, der man es ansehen könnte, daß heftige Leidenschaften dabey die Feder geführet.

Der Procurator, ein sonst feiner und gelehrter Mann, fühlte, daß ich recht hatte, stand auf, küßte mir verbindlichst die Hand, und versprach, alles nach meinen Wünschen einzurichten. Mit Einwilligung meines Wirths behielt ich diesen wackern Mann bey mir zum Essen, fand seine Unterhaltung sehr angenehm, witzig und gelehrt, so daß wir ganz vergnügt vom Essen aufstanden. Er änderte die Vorstellung noch denselben Nachmittag ab, und da sie meinen ganzen Beyfall hatte, besorgte er die baldige Einreichung derselben bey der höchsten Gerichtsstelle.

Nach einigen Tagen kam der spanische Cavalier von seiner Reise zurück, und wurde mir

sogleich, da ich mich eben in dem Zimmer meiner Wirthin befand, von meinem Wirth nun vorgestellt, mit der Bemerkung, daß gerade dieser Mann sich meiner Sache bestens annehmen, und für die baldige glückliche Vollendung derselben sorgen würde. Indessen betrachtete der Spanier, der kein übler Mann zu seyn schien, mich mit einer Miene, welche viel versprach, wenigstens zu sagen schien, daß er gut von mir dächte. So bald mein Wirth mit der Empfehlung des Fremden fertig war, empfahl sich der letztere selbst auf eine so ehrerbiethige Art, mit einem gut gewählten deutschen Ausdrucke, daß ich mich darüber verwunderte. Er versprach mir seinen Schutz, ohne damit zu prahlen, er gestand seine Verbindung mit den Großen, ohne sich darauf etwas einzubilden, und er versicherte mir, daß ich meinen Prozeß gewinnen müßte, weil er durchaus keine Ungerechtigkeit gestatten könnte.

Ich dankte ihm für seinen mir angebotenen Schutz auf die verbindlichste Art, und empfahl mich seiner fernern Gewogenheit und Freundschaft. Dieser Mann war nicht von der gewöhnlichen Art, er pflegte nicht, wie die Großen leider öfters zu thun pflegen,

etwas zu versprechen, ohne sich um die Erfüllung des Versprechens weiter zu bekümmern. Er hielt redlich Wort, und setzte es bey dem Reichshofrath binnen sechs Monaten so weit durch, daß mir meine eingezogenen Güter nicht allein zurück gegeben, sondern auch aller dadurch mir verursachter Schaden und alle dabey gehabten Kosten erstattet wurden. Mein Feind, der mir zu schaden suchte, schadete sich am meisten, indem sein Fürst dieß schändliche Betragen äußerst ungnädig aufnahm, ihn aller seiner Aemter entsetzte, und ihn zeitlebens auf eine Festung bringen ließ.

Er, der andern eine Grube graben wollte, fiel daher selbst hinein. Ich nahm mich aber dessen armer Kinder gern an, so viel in meinem Vermögen stand. Zwey Söhne unterhielt ich einige Jahre auf der Universität, und zwey Töchter wurden in meinem Hause von meiner Mutter als meine eignen Kinder erzogen. Er dankte mir aber dafür eben so wenig, als für das Geld, welches ich ihm zuweilen als eine kleine Erleichterung in seiner Gefangenschaft reichen ließ.

Indessen der spanische Cavalier meine Sache bey Hofe betrieb, hatte ich öfters Gele-

genheit, mich mit ihm zu unterhalten, und ich mußte gemeiniglich auch etwas von Liebe anhören, die er in seine Gespräche so geschickt einzumischen pflegte, daß man es kaum merken konnte. Seine Person sowohl, als sein Umgang gefiel mir ausnehmend, so daß ich ihn gewiß nicht lange würde haben seufzen lassen, wenn mein Trauerjahr nur nicht erst eben angegangen und er der katholischen Religion zugethan gewesen wäre.

Diese Hindernisse, welche er von meinem Wirth erfuhr, wußte er sehr gut zu widerlegen. Nehmlich mein voriger Mann verdiene gar nicht von mir so lange betrauert zu werden, indem er meine Liebe schon längst nicht mehr verdient habe; in Ansehung des zweyten Punkts aber dächte er viel zu billig, als daß er mir je wegen der Religion Vorwürfe machen sollte. Er dächte selbst als Katholik viel zu tolerant, daß er vernünftige Protestanten recht gut zu schätzen wisse. Er bat und flehte so lange, bis ich ihm in Gegenwart des Wirths und der Wirthin die Ehe versprach. Wir wurden in einigen Tagen, nachdem ich vorher eidlich ausgesagt, daß mein letztverstorbener Ehemann seit eilf Monaten mir nicht

ehelich beygewohnt, in Gegenwart vieler Herrschaften und Standespersonen, auf das feyerlichste vermählt.

Dieser mein vierter Gemahl nannte sich Dom Pedro, Marchese di Castel-rosso, etwan zwey und funfzig Jahr alt, er war schon einmal vermählt gewesen, hatte aber mit seiner Gemahlin keine Kinder bekommen. Er war von nicht gemeiner Größe, trug sein eigen schwarzes Haar, sein braunes Gesicht war von sehr guter Bildung, in welchem zwey schöne Augen, eine wohl proportionirte Nase und ein mit guten Zähnen versehener Mund, nebst einem wohl gebildeten Kinne ein sehr gutes Ganze bildeten. Von Geburt war er ein Spanier, und stammte aus einem alten und vornehmen Geschlechte her, das aber gar nicht zu den reichen Familien zu zählen war. Er verstand die große Kunst, daß er durch Freundlichkeit ohne Affektation die Herzen selbst der Niedrigsten gewinnen konnte, ohne sich dabey etwas von seiner Autorität zu vergeben, indem er seinen angebornen Ernst beyzubehalten wußte.

Seine Aeltern hatten zwar ein Schloß besessen, allein er wollte es doch nicht wagen, länger darauf wohnen zu bleiben, weil er vor

dem völligen Einsturz desselben keinen Tag nicht sicher war. Daher verließ er das väterliche Haus, und gieng mit ein paar Piaster in der Tasche gerade nach Toledo. Auf dieser Reise brachte er einige Wochen zu, und als er nun endlich an den Ort seiner Bestimmung kam, wählte er das vornehmste Wirthshaus, ob er gleich kaum noch einen Denar in der Tasche hatte. Er that dieß nicht ohne bewegende Ursachen, indem er wohl wußte, daß vornehme Standespersonen die besten Wirthshäuser zu besuchen pflegen, wo er denn Gelegenheit haben könnte, mit Männern in Bekanntschaft zu gerathen, die zu seiner Beförderung ihm nützlich seyn könnten.

Diese Vermuthung schlug ihm zum Theil nicht fehl. Viele von den Herrschaften, die mit ihm an einem Tische speisten, sahen ihn wegen seiner Jugend und wegen seines nicht prächtigen Anzugs kaum an; allein ein gewisser Kaufmann, Rodrigo Perez, aus Cadir, ließ sich mit dem Jünglinge in ein Gespräch ein, erkundigte sich bey ihm nach seinen Umständen und nach seinen Wünschen. Dom Pedro sagte ihm alles, was er wissen konnte, und fügte zu diesen Familiennachrichten noch

hinzu, daß er nichts mehr wünschte, als bey einem gelehrten und erfahrnen Juristen als Famulus anzukommen, um durch denselben mit der Zeit auf irgend eine Art sein Glück zu machen.

Der Kaufmann billigte diesen löblichen Vorsatz des Dom Pedro. Doch schien ihm diese Laufbahn etwas mißlich zu seyn. Um aber seine Wünsche erfüllen zu helfen, that er ihm den Vorschlag, er sollte nach Cadix zu seinem Bruder reisen, der ein grundgelehrter Mann wäre, bey dem er sich bey einiger Applikation und eignem Fleiß leicht zu einem geschickten jungen Mann bilden könnte. Er selbst, der Kaufmann, wäre gesonnen, ihn bey müßigen Stunden in den Handlungsgeschäften zu unterrichten, und ihm auch ein kleines Kapital vorzuschießen, um dasselbe gelegentlich wuchern zu lassen.

Dom Pedro trug kein Bedenken, ein so großmüthiges Anerbieten mit Dank anzunehmen, und reiste nach einigen Tagen mit seinem Gönner und Wohlthäter nach Cadix ab. Als sie bey dem Bruder des Kaufmanns angekommen waren, freute sich derselbe über den mitgebrachten Freund und Gast, und fieng sogleich

seine Unterweisungen in der Jurisprudenz, Geschichte, Philosophie und Mathematik mit ihm an. In einigen Jahren hatte es Dom Pedro so weit gebracht, daß er bey einem angestellten Examen beynahe keine Antwort schuldig blieb.

Von dem ältern Bruder hatte er indessen die Handlungsgeschäfte gelernt, so, daß er ihn zu manchen wichtigen Geschäften bereits gebrauchen konnte. Das kleine Kapital war zu einigen tausend Thalern vermehrt, und da es noch länger in der Handlung stehen blieb, wuchs es endlich bis zu dreißigtausend Thaler. Indessen wurde Dom Pedro mit einem Schiffskapitän, der sein Landsmann war, bekannt, der ihm den Vorschlag that, ob er nicht einmal mit ihm eine Reise nach Amerika machen wollte, wozu sich derselbe um so eher verstand, da Rodrigo Perez nicht allein dazu seine Einwilligung gab, sondern ihm auch verschiedene Empfehlungsschreiben an Große anbot. Dom Pedro legte nun die Hälfte seines Kapitals an, verschiedene Kleinigkeiten davon zu kaufen, von denen er wußte, daß sie in den dortigen Gegenden angenehm waren, und begab sich sodann unter wohlmeynenden Glückwünschun-

gen seiner Freunde und Wohlthäter zu Schiffe.

Sie hatten eine glückliche Fahrt, und kamen nach drey Monaten in Porto Bello an. Hier machte sein Landsmann ihn mit einer Person bekannt, die eines reichen Spaniers Wittwe, allein eine gebohrne Amerikanerin war. Sie war als Schwarze eine wirkliche Schönheit, und zwey Millionen Piasters baares Vermögen und viele kostbare Geräthschaften deckten so manchen kleinen Fehler zu. Dom Pedro wurde mit ihr bekannt, gewann ihre Liebe, vermählte sich mit ihr und lebte mit ihr die glücklichsten Tage, bis sie ihm in einem unglücklichen Kindbette von der Seite gerissen wurde. Durch ihren Tod wurde er, da das Kind nach einigen Tagen starb, Universalerbe ihres großen Vermögens.

Dom Pedro betrübte sich über den Tod seiner Gemahlin so sehr, daß er unmöglich in einem Lande länger bleiben konnte, wo ihm jenes traurige Andenken immer vor den Augen schweben mußte. Nachdem er alle Mobilien verkauft, und sonst seine Güter zu Gelde gemacht, reiste er mit der Silberflotte, die gerade damals nach Europa segelte, nach Spanien,

nien, und kam, ohne widrige Schicksale zu erfahren, glücklich in seinem Vaterlande an.

Bey seiner Landung in Cadix ermangelte er nicht, seine treuen und redlichen Lehrmeister zu besuchen, und diesen Freunden den wärmsten Dank für ihre Bemühungen zu sagen, da er sie als die Urheber seines Glücks und seines erworbenen Reichthums ansehen konnte. Er entdeckte ihnen seinen Plan, die vornehmsten europäischen Höfe zu besuchen, Länder und Städte zu besehen, Wunderwerke der Natur und der Kunst zu betrachten, mit einem Worte, sich noch ferner zum wahren Geschäftsmann zu bilden.

Seine Lehrmeister, vollkommen zufrieden mit einem Entschlusse, der ganz ihren Beyfall hatte, wünschten ihm Glück auf den Weg und empfahlen sich ihm seiner fernern Freundschaft. Nachdem er sein baares Geld sicher untergebracht, machte er die große Reise durch Frankreich, England, Holland, Dänemark und Schweden, zuletzt reiste er auch nach Italien und durch ganz Deutschland. Sein letzter Ort in Deutschland war Wien, wo es ihm so gut gefiel, daß er beschloß, daselbst sein Leben zu beschließen, wenn es der Vorsehung gefallen

fallen sollte, zu dem Ende er auch seine Gelder von Spanien nahm und in Holland sicher unterzubringen suchte.

Mein jetziger Mann war also sehr reich. Man hielt ihn für einen frommen Katholiken, der nach allen Vorschriften seiner Kirche strenge lebte, und vornehmlich die Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu beobachten nie unterließ. Er unterstützte arme Studierende, ohne erst zu fragen, zu welcher Religion sie sich bekannten, er stattete arme Mädchen reichlich aus, und hielt es für Pflicht, nicht bloß äußerlich ein Christ zu scheinen, sondern es auch in der That zu seyn.

Wir entschlossen uns, meine Mutter zu besuchen, da er selbst Verlangen trug, dieselbe zu sehen, und den Zustand meiner Güter in Augenschein zu nehmen. Als wir die Mark Brandenburg erreicht hatten, trafen wir einen evangelischen Prediger an, der wegen der Religion sein Vaterland hatte verlassen müssen. Er war ein alter Mann, hatte seine Frau und eilf Kinder bey sich. Diese ganze Familie mußte ihre meisten Habseligkeiten im Stiche lassen, und der gute alte Mann seine einträgliche Pfarre verlieren. Der ganze Aufzug

dieser

dieser Familie war erbarmungswürdig. Mann und Weib giengen mit ihren größten Kindern neben einem einspännigen Karn her, den ein funfzehn oder sechszehnjähriger Knabe, mit fünf von seinen kleinsten darauf in Stroh sitzenden Geschwistern, auch einigen wenigen Mobilien, durch ein abgezehrtes Pferd fortziehen ließ.

Mein Mann befahl sogleich, als wir dieser Karravane nahe waren, unserm Schwager, stille zu halten, und bat hierauf die armen Leute zu ihm zu kommen, weil er sie etwas fragen wollte. Die guten Leute befriedigten sofort die Neugierde meines Gemahls, sie erzählten ihm in einem so wehmüthigen Tone ihre ganze traurige Geschichte, daß er sich selbst der Thränen nicht erwehren konnte. Er fragte mich hierauf in französischer Sprache, ob auf meinen Gütern nicht eine Predigerstelle gegenwärtig ledig wäre. Ich sagte ihm, daß ich mich zu dieser Reise entschlossen, um eine von meinen besten Landpredigerstellen mit einem tüchtigen Subjekte zu besetzen. Er nahm hierauf meine Hand, drückte sie zärtlich, und bat mich, ich möchte ihm doch den einzigen Beweis seiner Liebe geben, und diesem armen und recht-

schaf-

schaffenen Manne diese Predigerstelle zukommen lassen. Ich gab herzlich gern meine Einwilligung, ob mir gleich meine gute Mutter mehrere Subjekte dazu in Vorschlag gebracht hatte.

Nachdem sich mein Gemahl für die Erfüllung seiner Bitte bedankt, sagte er dem abgesetzten Prediger: Er möchte sich nur mit seiner Familie nach Hamburg begeben, wo er bey dem Kaufmann Ammon Andenson das Nähere wegen seiner weitern Versorgung erfahren würde, doch möchte er vorher auf der nächsten Station mit seiner Familie ein Mittagsessen bey ihm einnehmen. Der gute alte Mann ward über diesen Antrag bis zu Thränen gerührt; er fiel auf seine Knie und dankte Gott für diese unerwartete Gnade und meinem Mann für seine unverdiente Liebe. Wir fuhren fort, und hatten Zeit genug, für die Nachkommenden ein gutes Mittagsessen zu bestellen, wodurch sie erquickt und zur Fortsetzung ihrer Reise geschickt gemacht würden. Nach dem Essen reichte mein Mann dem unglücklichen Prediger zwanzig Pistolen, die sie bis zum Ort ihrer Bestimmung zu ihrem Unterhalt gebrauchen möchten. Er führte mich

hierauf in den Wagen, ohne einigen Dank von diesen nunmehr herzlich frohen Leuten annehmen zu wollen.

Einige Wochen nach unserer Ankunft auf meinen Gütern, wo wir meine Mutter gesund antrafen, kam die Predigerfamilie ebenfalls an. Der Pfarrer nahm von seiner Stelle Besitz, und mein Gemahl zeigte sich gegen diese Familie so freygebig, daß er jedem Kinde tausend Thaler schenkte, und der Familie die meisten Mobilien anschaffen ließ. Nach einigen Wochen verließen wir die Güter, und nahmen meine Mutter mit uns nach Wien.

Mit der Zeit lernte ich die guten und schlechten Seiten meines Gemahls immer mehr kennen. Es war rühmlich, daß er täglich die Messe besuchte, und mit diesen äußern Zeichen der Religion sehr viele gesellschaftliche Tugenden verband. Allein er hatte auch manche Hauptfehler. Wenn er sich vom Zorn übermeistern ließ, mußte ihn das ganze Haus, vornämlich ich, wenn ich auch dabey ganz unschuldig seyn sollte, empfinden, und seine Rache war dabey fürchterlich, oft schrecklich. War er aber bey guter munterer Laune, so verstand er die unglückliche Kunst meisterhaft, die Fehler

andere dermaßen lächerlich zu machen und sie so treffend zu schildern, daß man nur mit Fingern hinweisen und sagen konnte, dieß ist er. Er haßte dabey alle Verleumdung und das sogenannte Windmachen wirklich auf eine Art, daß er Verleumder und Windbeutel durchaus nicht leiden konnte; aber er hielt es nicht nur allein für erlaubt, sondern unter gewissen Umständen auch für nothwendig, die wahren Mängel und Fehler seiner Nebenmenschen mit den lebhaftesten Farben zu schildern und sie gelegentlich selbst lächerlich zu machen.

Mein Gemahl hielt seinen Leib sehr sauber. Seine Zähne reinigte er nicht allein Morgens und Abends, sondern auch jedesmal nach Tische, wodurch er sie so gut konservirte, daß er in seinem sechzigsten Jahre alle seine Zähne weiß und gut erhalten hatte. In Ansehung der ehelichen Pflicht hatte ich von ihm viel auszustehen. Selten vergieng eine Nacht, wo er mich in Ruhe gelassen hätte, öfters weckte er mich, ungeachtet seines zunehmenden Alters, in einer Nacht zwey bis dreymal zu meinem großen Verdruß auf. Aus dieser Ehe ward mir eine Tochter und ein Sohn gebohren. Das Mädchen starb, ehe es ein

Jahr erreicht, der Knabe war aber noch kurz vor seines Vaters Tode am Leben.

Wenn er nichts im Kopfe hatte, war er gegen mich sehr gut. Noch in den letzten Tagen seines Lebens erwies er mir dieselben Liebkosungen, als da ich mich erst mit ihm vermählt hatte. Ja es vergieng kaum ein Tag, da er mir nicht das eine oder andere Vergnügen zu machen suchte. Er hielt es für Pflicht und seinem Stande gemäß, auf eine herrliche Tafel, einen modernen Hausrath, geschmackvolle Kleidung und eine prächtige Equipage zu sehen, mit einem Worte, in unserm Hause gieng es besser zu, als bey manchem Fürsten. Meine Neujahrsgeschenke, die er mir verehrte, überstiegen öfters den Werth von zwölf und mehrern tausend Thalern.

Ich hätte also vergnügter leben können, als die größte Königin und Fürstin, wenn mein Mann nicht im höchsten Grade eifersüchtig gewesen wäre, so wenig ich ihm auch nur die entfernteste Ursache dazu gab. Viele halten die Eifersucht für ein sicheres Kennzeichen wahrer Liebe, ich bin aber nicht dieser Meynung. Dieser Fehler, oder im Fall er anhaltend ist, dieses Laster stört das Vergnügen des

Ehestandes so sehr, daß einem dadurch so manche Freuden in demselben vergällt werden. Dom Pedro, mein Gemahl, war von diesem Laster dergestalt angesteckt, daß mein Leben — ungeachtet seiner großen Liebe gegen mich — öfters in Gefahr kam, so wie diejenigen, die so unglücklich waren, ihm verdächtig zu scheinen, das nämliche Schicksal befürchten mußten.

Von mehrern Beyspielen, die ich anführen könnte, sey dieß einzige hinreichend. Bey einem großen Gastmahl, das wir anstellten, befand sich auch ein alter Kammerherr, ein gewisser Graf von L***, der mich während dem Essen beständig ansah, ohne daß ich darauf Achtung gab, meine Gesundheit mehr als einmal trank, und hernach bey dem Balle beynahe unaufhörlich mit mir tanzte. Bey dem Tanzen drückte er recht zärtlich meine Hand. Allein das fiel mir nicht ein, daß er Briefe an mich schreiben und mir wirkliche Liebesanträge thun würde. Indessen erfährt mein Gemahl durch seine Aufpasser, daß gedachter Graf beynahe alle Abende verkleidet in unserm Hause ist, und so fällt ihm auch des Grafen Betragen bey Tische und bey dem Tanze wieder ein. Ein Eifersüchtiger mahlt sich

die

die Bilder mit weit krassern Farben, als sie wirklich sind, und so glaubt er auch, daß der Galan bey mir schon seinen Wunsch erreicht und ich ihm das zugestanden hätte, wozu er als Ehemann allein berechtigt war. Dieß Hirngespinst beunruhigte ihn dergestalt, daß er weder essen noch schlafen konnte. Alle meine angewandte Mühe war vergebens, zu erfahren, worin seine Schwermuth bestand und was eigentlich Veranlassung dazu gegeben. Allein urplötzlich erfuhr ich dieselbe zu meinem größten Entsetzen, indem er mich unerwartet mit einem bloßen Degen in meinem Zimmer überfiel und als ein Rasender schrie, daß ich mich sogleich zum Tode bereiten und die ihm zugefügte Schande mit meinem geilen Blute bezahlen sollte. Gerade damals gieng ich zum drittenmale schwanger, und brachte vor Schreck ein unzeitiges Kind zur Welt, so daß meine Leute mich für todt auf einen Sopha trugen. Dieser Vorfall beruhigte meinen Gemahl in etwas. Er gehet in die Nebenstube, wo mein Kammermädchen wohnt, findet daselbst ein Kästchen mit Briefen stehen, und die Neugierde treibt ihn an, dieselben durchzusehen, in der Vermuthung, daß er darin etwas fin-

den könnte, was mich angehet. Unglücklicher Weise findet er ganz unten, nachdem er alle Briefe herausgeworfen, drey bis vier Briefe von des Grafen Hand geschrieben. Nun wird er aufs neue rasend, indem dadurch meine Untreue scheint wirklich bestätigt zu werden. Er würde mich unfehlbar in seiner Wuth erstochen haben, wenn nicht sein alter Kammerdiener ihn mit Gewalt in ein ander Zimmer gezogen, und ihm das ganze Räthsel aufgelöst hätte. Er erzählte ihm nämlich, daß meine vornehmste Kammerjungfer ihm selbst gestanden, daß sie, um eine ansehnliche Belohnung zu erhalten, den Grafen am Narrenseil herum geführt, Briefe vom Grafen erhalten, und im Namen ihrer Frau auch wieder beantwortet habe. Dom Pedro fährt jetzt, wie aus einem tiefen Schlafe auf, und verlangt das Weibsbild zu sprechen, allein diese hatte sich bereits aus dem Staube gemacht.

Nach dieser Entdeckung that es meinem eifersüchtigen Gemahl leid, daß er mich unschuldiger Weise im Verdacht der Untreue gehabt. Er kam zu mir, fiel nieder auf die Knie, faßte mich bey meiner halb erstorbenen Hand, küßte sie inbrünstig, benetzte sie mit

tau-

tausend Thränen, und ich erholte mich nach und nach wieder, und sah ihn in dieser Stellung vor mir liegen. Meine eigne Schwachheit erlaubte mir nicht, meinem Gemahl derbe Wahrheiten zu sagen. Meine Umstände gaben es nicht zu, viel zu reden, und ich merkte auch seine aufrichtige Reue über seine vorige Uebereilung, daher drückte ich ihm freundschaftlich die Hand, bat ihn aufzustehen, und versprach ihm ungeheuchelte Vergebung. Ich wünschte einige Stärkung zu bekommen, die mir auch von dem sogleich hereinkommenden Arzt verschrieben wurde.

Nach diesen stärkenden Arzneymitteln befand ich mich schon merklich besser, und meine Gesundheit wurde dergestalt wieder hergestellt, daß ich nach einer Woche bereits in meinem Zimmer auf und abgehen konnte. Ungeachtet ich völlig unschuldig war, mein Gemahl auch meine Unschuld einsah, war es doch unleugbar gewiß, daß der Graf mich hatte verführen wollen. Mein Mann beschloß daher, sich dergestalt an ihm zu rächen, daß ihm auf immer die Lust vergehen sollte, noch einmal zur Verführung eines Frauenzimmers einen Versuch zu machen.



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Um seinen Zweck zu erreichen, ließ er vier der berühmtesten Banditen aus Italien kommen, zeigte ihnen den Grafen, mit dem Befehl, sie möchten denselben auf ein gewisses neun Meilen von Wien gelegenes Schloß, das einem seiner vertrautesten Freunde gehörte, entweder todt oder lebendig bringen. Zwey von den Banditen kleideten sich als Standespersonen, die andern beyden mußten ihre Bedienten vorstellen, welche in einer kostbaren Livree erschienen. Sie zeigten sich in den besten Gesellschaften, und machten auch sehr bald mit dem Grafen von L. Bekanntschaft, woraus sehr bald eine Vertraulichkeit entstand. Sie machten manche Lustparthien mit einander, unter andern ladeten sie ihn auch einmal zu einer Jagd ein. Er, der ein Freund von diesem Vergnügen war, ließ sich dazu nicht lange nöthigen. Man eilte zusammen freundschaftlich in den nächsten Wald, man war glücklich im Fang, und somit ritt die Gesellschaft immer tiefer in den Wald hinein. Jetzt waren die Banditen von ihrem bestellten Wagen, den einer von ihren verkleideten Bedienten als Kutscher fuhr, nicht weit mehr entfernt. Nach der Verabredung gab jetzt der andere

Bedien-

Bediente auf ein gegebenes Zeichen Feuer auf des Grafen Reutknecht, und in diesem Augenblick rissen die beyden andern Banditen dessen Herrn vom Pferde, knebelten ihm den Mund, banden ihm Hände und Füße, verbanden ihm die Augen, und so brachten sie ihn in den Wagen. Sie fuhren mit ihrer Beute schnell davon, nahmen sich kaum so viel Zeit, die Pferde zu füttern, und kamen um Mitternacht glücklich auf dem Schlosse an, wo bereits zwey andere verkappte Personen, worunter sich des Dom Pedro alter Kammerdiener, ein geschickter Wundarzt, befand, ihn erwarteten, den Gebundenen vom Wagen nahmen, ihn in einen Keller trugen, auf einen Tisch legten, und ihm durch des Kammerdieners Hand dasjenige nahmen, was den Männern das liebste ist. Nachdem der Graf zum Wallachen war gemacht worden, verband man die Wunde, legte ihn auf ein Bette, labte ihn mit Kraftbrühen, und setzte ihn in einen solchen Stand, daß man ihn ohne alle Gefahr wieder fortbringen konnte. Während der Zeit seiner Gefangenschaft waren ihm immer die Augen verbunden, und man brachte ihn auf die nehmliche Art zurück in den Wald, und setzte ihn eine halbe Stunde



BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

von der Kaiserstadt mitten in der Nacht ab und überließ ihm seinem Schicksal. Dieß einzige Beyspiel kann hinreichend seyn, zu beweisen, wie eifersüchtig mein Gemahl, wie rachsüchtig er war, so bald er nur einen entfernten Verdacht hatte.

Indessen kann ich nicht genug rühmen, wie liebreich er mit meiner Tochter, die seine Stieftochter war, umgieng. Er hielt ihr einen geschickten Hofmeister, der sie in der evangelischen Religion, im Lesen und Schreiben unterrichten mußte und lehrte sie selbst die lateinische, italienische und französische Sprache, daß sie schon im zehnten Jahre dieselben fertig sprechen und ziemlich schreiben konnte. Da er einmal ein Vergnügen daran fand, Unterricht zu ertheilen, und sie Lust hatte, recht viel zu lernen, gab er ihr Stunden in der Philosophie und Mathematik, in der Geschichte, Genealogie und Wappenkunde, in der Erdbeschreibung, in der natürlichen Theologie und dem Recht der Natur, ja sogar in der Jurisprudenz. Meine Tochter gelangte auf die Art in wenigen Jahren zu so vielen Kenntnissen, daß man selbst unter Mannspersonen nicht viele finden wird, die sie in irgend einem

Stück

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Stück übertroffen hätten. Ich selbst war bey dem Unterricht jedesmal zugegen und gelangte dadurch zu vielen Kenntnissen, die ich um alle Schätze der Welt nicht missen wollte.

Mit seinen Bedienten, den alten Bedienten und ein Paar andere ausgenommen, gieng er sehr hart um. Sie bekamen zwar einen guten Lohn und es fehlte ihnen nicht an Essen und Trinken, allein das geringste Versehen zog ihnen einen derben Buckel voll Prügel zu. Er dachte auch nie daran, wenn ein Bedienter auch noch so lange bey ihm gestanden hatte, demselben durch seine Empfehlung eine kleine Bedienung zu verschaffen, bloß unter dem nichtigen Vorwande, daß ihm ein solcher vielleicht keine Ehre machen würde,

Mein Gemahl hatte sich durch häufige Aeußerungen seines Zorns sowohl, als durch den übermäßigen Genuß des Beyschlafs das Podagra zugezogen. Er mußte bey den Anfällen desselben das Bette hüten und sich warme Umschläge auflegen lassen; wenn denn der Schmerz zunahm, suchte jeder, der im Zimmer war, sich so schnell als möglich zu entfernen, um nicht die Wirkungen seines Zorns zu empfinden.

Unglücklicher Weise mußte bey den Anfällen desselben einmal unser sechsjähriger Sohn bey ihm ins Zimmer kommen, und pflegte, wie es Kinder machen, nicht lange stille zu sitzen. Weil nun die geringste Bewegung meinem Manne die entsetzlichsten Schmerzen verursachte, so gerieth er über das unruhige Betragen des Kindes in eine solche Wuth, daß er einen bey ihm stehenden kleinen Gueridon ergriff, und damit das Kind auf der Stelle todt warf.

Ich wagte es nicht, zu ihm ins Zimmer zu gehen; allein er kam selbst zu mir, und erzählte mir mit Thränen im Auge diese unglückliche Begebenheit. Der Schreck hatte ihm Kraft zum Gehen gegeben, ob er gleich seit drey bis vier Wochen nicht auf einen Fuß hatte treten können. Er ließ mir nicht Zeit, meinen erblaßten Sohn lange mit Mutterzähren zu benetzen, sondern er bat mich, augenblicklich einen Notarius und sieben Zeugen kommen zu lassen und nach seinem Beichtvater zu schicken, weil er wohl nicht über eine Stunde leben dürfte.

Es geschah alles, wie er es verlangt hatte, und nun schien es, als wenn er einige Erleich-

leichterung empfände, lag den ganzen Tag und die folgende Nacht ziemlich ruhig, außer, daß man ihn öfters sagen hörte: Ach! mein Sohn, mein Sohn! Nach zwey Tagen sagte mir aber unser Arzt geradezu, daß mein Gemahl diese Nacht schwerlich überleben möchte. Meine Thränen flossen aufs neue häufiger, ich schickte eilig zu seinem Beichtvater, in dessen Gegenwart er aufrichtige Reue über seine Sünden bezeugte, von mir und meiner Tochter, auch von allen unsern Bedienten den herzlichsten Abschied nahm, und gegen zwey Uhr sanft und vermuthlich auch selig verschied, nachdem er mich zum Universalerben seines sämtlichen Vermögens eingesetzt hatte.

Meine Leser werden sich vermuthlich wundern, wie ich mich entschließen konnte, eine

## Fünfte Ehe

einzugehen. Nach meines Gemahls Tode war ich bloß darauf bedacht, wie ich ihn, seinem vornehmen Stande gemäß, zur Erde bringen ließ, wie ich denn auch auf dessen ausdrücklichen Befehl unser armes getödtetes Kind mit ihm in einen Sarg legte. Meine gerechte Betrüb-

trübniß konnte weiter nichts als die Zeit vertilgen. Nach Eröffnung des Testaments meines seligen Gemahls fand ich, daß ich die einzige Erbin seiner großen Verlassenschaft war, und nur einige wenige Legate auszuzahlen hatte. Dom Pedro hatte seine Sachen beständig in einer vortreflichen Ordnung und Richtigkeit gehalten, daher ich bey Antretung der Erbschaft keinen Prozeß zu führen nöthig hatte. Da er aber in Holland, vornehmlich in der Amsterdammer Bank große Geldsummen deponirt, theils andere Posten bey Bankiers stehen hatte, so entschloß ich mich auf Zureden meines Hauswirths, noch vor einbrechendem Winter in Gesellschaft meiner Mutter und Tochter dahin zu reisen, um diese Gelder aufzunehmen und sie in Wien sicher unterzubringen.

Wir kamen glücklich in Holland an, und nachdem ich meine Geschäfte besorgt, brachten wir den Winter im Haag zu, wo wir uns recht angenehm unterhielten. Schon wollte ich meine Rückreise nach Wien antreten, als es mir einfiel, die Universität Leiden zu besuchen, um dort die Seltenheiten der Natur zu besehen. Wir machten diese Reise auf einer sogenann-

genannten Treckschüte, in Gesellschaft mehrer Manns- und Frauenspersonen. Unter den Passagieren befand sich auch ein Cavalier, dessen schöne Gestalt — indem ich kaum glaube, eine schönere Mannsperson jemals gesehen zu haben — mir dergestalt auffiel, daß ich mich, ohne ihn weiter zu kennen, in ihn sterblich verliebte und ohne ihn nicht leben zu können glaubte. Er mußte es mir ansehen, was in meinem Herzen vorgieng, und er hatte daher die große Mühe gar nicht nöthig, die er sich meinetwegen gab. Ich gestehe aufrichtig diesen meinen großen Fehler, den ich mir nie in meinem ganzen Leben werde vergeben können.

Wer die Kunst versteht, aus den Augen und Mienen die Gedanken der Menschen zu erforschen, dem konnte es nicht schwer werden, in meinem Gesichte zu lesen, was in dem Innern meines Herzens vorgieng. Der Edelmann merkte es sehr gut, daß, im Fall er mir einen Vorschlag zu einer anderweitigen Veränderung thun würde, er nicht befürchten dürfte, den Korb zu bekommen. Er erkundigte sich daher bey meinem Anton sowohl nach meinem Herkommen, als nach meinem Vermö-

gens=

genszustande, und da alles mit seinen Wünschen vollkommen übereinstimmte, machte er sich sogleich mit mir näher bekannt. Er schwatzte mir unendlich viel von seiner brennenden Liebe, und von seinem Eifer, mir zu Gefallen leben zu wollen, vor, daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte, da ich doch nicht gern mich bloß geben wollte.

Es schien mir nichts wünschenswerther zu seyn, als den Mann zu besitzen, der mir ein Ideal der schönsten Person zu seyn schien. Wir machten unsere Reise sehr schnell und kamen glücklich in Leiden an, ehe wir es uns versahen. So wie wir ausgestiegen waren, wollte ich mich durch meine Leute in das von mir bereits bezeichnete Quartier bringen lassen; allein der Cavalier näherte sich mir ehrfurchtsvoll, und bat mich um die Erlaubniß, mich dahin führen zu dürfen. Eine so leichte Bitte konnte ich unmöglich einem so liebenswürdigen Manne abschlagen, er führte meine Mutter, mich und meine Tochter dahin.

Unser Wirthshaus war gewiß das beste in der Stadt, und mit unsern Zimmern war ich vollkommen zufrieden. Der Wirth mußte vermuthlich einen prophetischen Geist haben; denn

denn als der Cavalier von uns Abschied nehmen und sich entfernen wollte, sagte der erstere zu meinem Begleiter, ob er nicht bey der Gesellschaft bleiben und ebenfalls bey ihm logiren wollte. Ich würde es für das größte Glück schätzen — war die Antwort des mir Unbekannten — wenn ich in der Nähe einer so vornehmen Familie seyn könnte; allein ohne ausdrückliche Erlaubniß dazu werde ich nie so etwas wagen. Meine Liebe war viel zu groß, daß ich mich nicht enthalten konnte, sogleich zu antworten: Sie können ganz nach ihrem Belieben handeln; allein wir werden es uns zur besondern Ehre rechnen, wenn wir ihre angenehme Gesellschaft noch ferner genießen können.

Er erwies mir bey allen Gelegenheiten, bey der Tafel, auf den Spaziergängen und bey einem freundschaftlichen Spiele so viel Höflichkeiten, daß ich wie in Elysium versetzt zu seyn schien. Ich wartete mit Schmerzen auf den Augenblick, da er mir einen Heyrathsantrag thun würde. Dieser Augenblick kam leider früh genug, er warb um meine Hand, und bekam sie leider zugleich mit meinem Herzen; allein wie bald mußte ich es bereuen, einen Schritt gethan zu haben, den ich nie

hätte

hätte thun sollen. Noch ehe mein Trauer-jahr völlig zu Ende war, ließ ich mich auf sein wiederholtes Begehren mit ihm trauen, doch mit dem Beding, daß Niemand vor Ablauf dreyer Monate etwas davon erfahren sollte.

Mein fünfter Mann nannte sich Heinrich von der Z. Er war etwan 44 Jahr alt, lang und wohl gewachsen. Sein ganz weißes Haar lief lockigt an den Schultern herab, und aus seinen himmelblauen Augen strahlte ein Glanz, dem Niemand widerstehen konnte, alle Theile seines schönen Gesichts und sein ganzer Körper stand in dem vollkommensten Ebenmaaße. Er gab vor, als wenn sein vornehmes Geschlecht aus Pommern abstamme, wovon niemand weiter als sein Vater am Leben wäre. Er wußte es sehr wahrscheinlich zu machen, daß in den frühern Zeiten einer von seinen Vorfahren ein Liebling des Kaisers Wenzels gewesen. Doch nach einem halben Jahr wurden mir leider die Augen geöffnet.

Nach seiner Erzählung hatte er sich von Jugend auf dem Militairstande gewidmet, so, daß die Generalstaaten ihm zuletzt ein Regiment anvertraut. Ich war also nun eine Frau Obersten. Er war nach seinem frühern

Glau-

Glaubensbekenntnisse ein lutherischer Christ, im Grunde aber genommen ein Erzheuchler. Bey alle seinem Bethen und Kirchengehen war er ein Fresser, Säufer und Spieler.

Er setzte etwas Großes in eine prächtige Kleidung; allein seine besten Sachen, seine feinen Hemden mit brabanter Kanten besetzt, waren nur von sehr kurzer Dauer, indem er mit seinen Sachen nicht umzugehen wußte, und in dem Falle, wenn sie verdorben waren, sie dem ersten, besten Betteljungen zu Theil wurden, obgleich sonst Freygebigkeit seine Sache eben nicht war.

Wenn ich noch daran denke, welche Liebkosungen er mir im Bette erwies, so schäme ich mich, sie zu erzählen. Doch ich will einmal aufrichtig seyn, und muß daher alles sagen, was ich auf dem Herzen habe. Es war ihm unglücklicher Weise das, was die Männer zu Männern macht, und woran unser Geschlecht leider so viel Vergnügen hat, zwischen den Beinen weggeschossen worden, und er selbst dadurch zu den Pflichten des Ehestandes unbrauchbar gemacht. Ich selbst machte mir im Grunde daraus wirklich nicht viel, aber das Schlimmste war, daß er mir nun andere Karessen

machte, womit mir nicht viel gedient war. Er führte sich so säuisch im Bette auf, und zwang mich noch dazu, seine Ausdünstungen und übeln Gerüche mit Gewalt aufzuriechen. Und eben deßwegen, weil er ein Castrat war, war Niemand eifersüchtiger als er.

Um das Hauswesen bekümmerte er sich wenig; allein daran war ihm viel gelegen, daß er täglich Gäste nach seinem Schlage bey sich hatte, die mit ihm um die Wette fressen und saufen konnten. Eben so wenig bekümmerte er sich um die Erziehung meiner Tochter; er war ganz Soldat, und hatte leider vorher noch ein ander Handwerk getrieben, woran ich noch immer mit Schauder denken muß.

Mein Mann wollte es nicht begreifen, daß ein Soldat auch außer seinen Kriegswissenschaften noch andere Kenntnisse nützlich gebrauchen könnte, und eben, weil er in allen übrigen Dingen äußerst unwissend war, hielt er alle übrige Wissenschaften für Pedanterie. Ich besorgte daher die fernere Erziehung meiner Tochter; ich nahm die geschicktesten Männer in den Sprachen und Wissenschaften an, den bereits angefangenen Unterricht fortzu-

setzen, und wohnte demselben um so lieber bey, weil ich auf die Art die Fortschritte derselben bemerken und meine eignen Kenntnisse vermehren konnte.

In Ansehung der Behandlung der Domestiken war mein Mann öfters grausam und ungerecht, indem er ihren verdienten Lohn ohne Ursache entzog, sie bey den geringsten Versehen mit Stockschlägen bestrafte, und sie öfters auf die grausamste Art mißhandelte.

Er war im Grunde keines einzigen Menschen Freund, ob er sich gleich stellte, als wenn er recht viele gute Freunde hätte. Er war ein wahrer Menschenfeind, wovon ich nur Folgendes zur Probe anführen will. Mein ehrlicher Dom Petro hatte seine Gelder zum Theil in Paris stehen; weil ich aber bey den damaligen Kriegsunruhen wegen der Sicherheit derselben besorgt war, so nahm ich mir vor, dorthin zu reisen, diese Gelder in Empfang zu nehmen, und ohne meines Gemahls Vorwissen sie anderwärts zu placiren. Ich mochte nicht gern von dieser Reise anfangen, und glücklicher Weise mußte er selbst dazu Veranlassung geben, indem er sich verlauten ließ, daß er Paris und Versailles gern einmal sehen und

diese

diese Wunder der Welt in Augenschein nehmen möchte. Meine Antwort war kurz. Daß dieß selbst mein Wunsch längst gewesen wäre, ich wollte dazu ein Paar Monate und einige Tausend Thaler bestimmen. Er selbst besorgte sogleich die Anstalten zur Reise, resignirte sein Regiment völlig, und trat mit mir und meiner Tochter die Reise an.

Vor unserer Abreise sorgte ich nicht allein für gute Wechselbriefe, sondern ich hatte auch durch meinen Bankier nicht weit von dem Palais royal mir ein gutes Quartier bestellen lassen. Unser Wirth war ein Goldschmide, ein sehr reicher Mann. Dieser Mann wurde mit meinem Gemahl sehr genau bekannt, so, daß derselbe ihm bey einem Glase Wein aufrichtig gestand, wie er ein Mann von dreymal hunderttausend Thaler geworden wäre. Anfänglich hätte er sich nehmlich schlecht behelfen müssen, bis er so glücklich gewesen, mit einigen geschickten Leuten bekannt zu werden, von denen er viele Centner Gold und Silber um einen geringen Preis erhalten.

Diese geschickten Leute waren, deutsch gesprochen, ehrliche Spitzbuben. Ihre Bande machte sich kein Gewissen daraus, Kirchen sowohl,

wohl, als Privathäuser zu berauben, die Reisenden, bey denen sie Geld vermutheten, zu bestehlen, und alles, was sie an Kostbarkeiten auffischten, brachten sie an unsern Wirth, den Goldschmide. Unbegreiflich bleibt es mir immer, wie dieser Mann so unbedachtsam handeln konnte, eine so wichtige Sache meinem Gemahl bey einem Glase Wein anzuvertrauen. Es war ihm doch unstreitig viel an Geheimhaltung dieser Sache gelegen, und trug kein Bedenken, dieß Geheimniß einem Manne anzuvertrauen, dessen Gesinnungen und Karakter er nicht kannte.

O! wie sehr mußte er diese Uebereilung bereuen. Nach einigen Wochen geriethen beyde, dem Anscheine nach gute Freunde, über eine sehr unbedeutende Sache in einen Wortwechsel. Beyde Herren hatten zu viel getrunken, es kam daher sehr bald vom Wortstreite zu wirklichen Thätlichkeiten, indem mein Mann seinem Gegner ein Paar tüchtige Ohrfeigen gab, welche aber von diesem nicht bloß erwiedert wurden, sondern es erfolgte auch als Zugabe ein derber Fußtritt vor den Leib. Mein zorniger Mann griff hierauf nach den Pistolen, und würde gewiß unsern Wirth in die

andere

andere Welt befördert haben, wenn ich mich nicht ins Mittel warf, zwischen beyde trat und Frieden gebot. Diese gute Gelegenheit benutzte mein Wirth, er entfernte sich, und ich suchte indessen meinen Gemahl etwas zu besänftigen.

Ich ließ ihn durch unsere Leute zu Bette bringen. Kaum hatte er aber nach einigen Stunden seinen Rausch ausgeschlafen, als ich ihn fluchen hörte, daß er sich an dem vermaledeyeten Hundsfott mit anbrechendem Tage schon rächen würde. Ich merkte sehr wohl seine Absichten; redete ihm daher zu, er möchte doch ja nicht einen Mann ins Unglück stürzen, der ihm als Freund eine Sache entdeckt, deren Bekanntmachung ihn um Ehre und Leben bringen würde.

Mein Mann war zu sehr erbittert, als daß er auf meinen wohlmeynenden Rath hätte achten sollen. Er blieb auf seinem einmal gefaßten, sehr unredlichen Entschlusse. So bald er aufgestanden war und sich angekleidet hatte, gieng er zum Polizeylieutenant, entdeckte demselben das schreckliche Geheimniß, das ihm unser Wirth im Taumel des Rausches anvertraut hatte. Der Polizeylieutenant schickte

auf diese Aussage einen Deputirten aus seinen Mitteln, unter Begleitung von acht bis zehn Stadtknechten, in das Haus des Goldschmieds. So wie sie angekommen waren, führten einige sofort den Verbrecher ins Gefängniß, die übrigen aber hielten die strengste Durchsuchung im ganzen Hause. Man fand, wie dieß nicht anders seyn konnte, sehr viele verdächtige Sachen, unter andern vierzehn bis funfzehn zerbrochene Kelche.

Der arme Goldschmied, der sich es hatte einfallen lassen, geschwind reich werden zu wollen, verlor sein ganzes Vermögen, welches dem Könige anheim fiel. Unter der Marter gestand er die Verbrechen, deren er sich schuldig gemacht; und er bekam nach wenigen Tagen seinen Lohn dafür am Galgen. Es war mir äußerst kränkend und niederschlagend, daß mein Mann, der am Unglücke dieses Mannes Schuld war, das Urtheil selbst vollziehen sehen konnte, mit der Bemerkung, daß er mit vielem Vergnügen und Bewunderung des Henkers Geschicklichkeit angesehen hätte.

Dieser einzige schlechte Zug entdeckte mir den ganzen schändlichen Karakter meines Gemahls. Beynahe wäre ich darüber in eine ge-

gefährliche Krankheit gerathen, wenn wir nicht eines besondern Umstandes wegen Paris hätten verlassen müssen. Mein Mann bildete sich nehmlich ein, daß der gehenkte Goldschmied ihm alle Nacht vor seinem Bette erschien, und ihm mit beyden Händen seinen um den Hals gebundenen Strick zeige. Es war freylich weiter nichts als Einbildung, aber doch eine Wirkung seines aufwachenden Gewissens; allein ich hatte gute Gründe, ihn von der Wahrheit dieser Erscheinung zu überführen, wodurch ich wenigstens unsere Abreise bewirkte, welche nach acht Tagen erfolgte.

Wir kamen glücklich in Leiden an. Mein Mann hatte mich schon längst gequält, mich zu entschließen, seinen alten Vater, den er in dreyßig Jahren nicht gesehen, mit ihm zu besuchen. Ich war neugierig, zu wissen, ob alle die großsprecherischen Reden meines Mannes von seiner Familie gegründet wären, und da ich überdieß den Zustand meiner Güter selbst in Augenschein nehmen wollte, so ließ ich mich leicht zu einer solchen Reise bereden. Nach sechs Tagen und eben so viel Nächten kamen wir glücklich auf meinem ererbten Gute an, wo ich meine liebe Mutter und Tochter

zurück

zurück ließ, und mit meinem so genannten Manne und meinen treusten Leuten mich wieder auf den Weg machte.

Am vierten Abende nach unserer Abreise kamen wir in der finstern Nacht vor ein großes Haus, und da ich ein fürchterliches Hundebellen hörte, fragte ich ihn, was dieß zu bedeuten hätte. Er gab mir zur Antwort, daß dieß seines Vaters Wohnsitz wäre, der als ein Freund von der Jagd viele Jagdhunde hielte. Indessen fuhren wir zum Thorwege hinein, und wurden beym Aussteigen aus dem Wagen von ein Paar alten Leuten empfangen, die nicht viel besser, als meine Bauern gekleidet giengen. Wir wurden mit einer stattlichen Mahlzeit bewirthet, daß wir nicht nöthig hatten, hungrig zu Bette zu gehen. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun; mein Mann schnarchte die ganze Nacht durch, stand aber ein Stück vor Tage auf, und gieng, wie ich vermuthete, hinunter zu seinen Aeltern.

Indessen sahe sich mein ehrlicher Anton gezwungen, wegen des häufig genossenen Biers, früh Morgens sein Strohlager zu verlassen, um, da er in dem Hause nicht bekannt war, einen schicklichen Ort zu suchen, seine Noth-

durft zu verrichten. Als er diesen in einer ziemlichen Entfernung vom Hause an einer Mauer gefunden, bemerkte er, als er eben mit Heraufziehung seiner Hosen beschäftigt war, ein Licht in einer gegenüber gelegenen Scheune. Seine Neugierde trieb ihn an, näher zu untersuchen, was darin vorgehen möchte. Er gieng näher, und bemerkte durch eine Ritze zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß man in Gegenwart des Herrn Obersten ein verrecktes Pferd abluderte; da aber der Kammerdiener des Herrn Obersten sein Amt dabey nicht mit Zufriedenheit verrichtete, zog der Herr seinen goldstoffenen Schlafrock aus, streifte seine mit brabanter Kanten besetzten Hemdenermel in die Höhe, und nahm seinem Knechte das Putzholz mit diesen Worten aus den Händen: „Ich habe zwar diese Wissenschaft in dreyßig Jahren nicht geübt, will aber doch sehen, ob ich darin nicht noch bessere Vortheile, als ihr beyden ungeschickten Bengel, übrig behalten habe.“

Anton sah und hörte alles dieß mit Grausen und Schrecken, wagte es aber nicht, länger an diesem Orte zu bleiben, schlich sich in der Stille fort und kam athemlos an mein

Bette, um mir diese fürchterliche Begebenheit zu erzählen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie mir dabey zu Muthe war, da ich auf die Art von der allerschlechtesten Geburt und eigentlichen Profession des gewesenen Herrn Obersten Kenntniß bekam. Ich nahm mir aber gleich vor, nicht die geringste Veränderung in meinem Betragen anzunehmen; ich schickte aber sogleich meinen Anton, unter dem Vorwande, als wenn derselbe seine Aeltern, die nur acht Meilen von da wohnten, besuchen wollte, an meinen Curator, um mir von ihm bey einer so kützlichen Sache einen guten Rath auszubitten. Ich hatte nehmlich von meinem Tyrannen das Schlimmste zu erwarten, so bald er dahinter kam, daß ich sein Geheimniß entdeckt.

Ich versah meinen Anton mit einem gespickten Geldbeutel. Er mußte bis zur nächsten Poststation zu Fuße laufen und von da sogleich Postpferde nehmen, um seinen Auftrag je eher je lieber auszurichten. Indessen machte sich der Herr Oberste mit seinem Herrn Vater Scharfrichter und der Frau Mutter Feldmeistern bey dem von Jugend auf stark gewohn-

wohntem Biere und unsern mitgebrachten Weinen recht lustig; er bat täglich die nächsten Landsassen von seiner Profession, die sich nicht genug über seine Herrlichkeit verwundern konnten, und gewöhnlich wohl berauscht nach Hause kamen. Ich stellte mich während der Zeit meistentheils unpäßlich an, um nicht immer bey diesen Saufgelagen gegenwärtig zu seyn, ob ich gleich denselben dennoch wider meinen Willen beywohnen mußte.

Mein ehrlicher Anton kam endlich von seiner Expedition gerade zurück, als sich das ganze Haus toll und voll gesoffen hatte. Ich war mit der Ausführung seines Auftrags vollkommen zufrieden. Mein redlicher Curator war unter dem Namen meines Verwalters mitgekommen. Nachdem er mein Unglück bedauert, sagte er mir, er habe eine Stunde von hier eine von meinen Kutschen mit sechs Postpferden stehen, wo mein Verwalter, nebst drey von seinen beherztesten Knechten und sechs gewesenen Reutern sich befänden, die alle mit guten Pferden, auch Ober- und Untergewehr mit scharfen Patronen versehen wären. Er hätte zwar anfangs den Anschlag zu meiner Entführung so eingerichtet, daß ich erst den

Ober-

Obersten sicher machen und meine Flucht sicherer ausführen könnte. Allein eine solche Gelegenheit, wie die gegenwärtige, müßte man schlechterdings nicht vorbey lassen, und gerade den gegenwärtigen Augenblick zur Ausführung dieses wichtigen Projekts wählen.

Dieser mir eben so unerwartete als erwünschte Vorschlag gefiel mir so wohl, daß ich sofort meine Juwelen, mein baares Geld und besten Sachen zusammenpackte, sie unter meine Leute vertheilte und mich in der Stille fortmachte. Da ich aber das weite Gehen nicht gewohnt war, eilte mein Anton schnell dahin, wo mein Wagen stand, traf Anstalten, daß derselbe uns entgegen kam, und ehe ich noch den halben Weg zurück gelegt hatte, begegnete er mir, und so konnte ich und alle unsere Begleiter unsere Flucht weit bequemer und sicherer fortsetzen.

Ein armer Sclave, der viele Jahre in Ketten geschmachtet, und sich nun mit einemmal auf einem Christenschiff in Freyheit sieht, so, daß er nun Hoffnung hat, sich bald im Schooße seiner Familie zu befinden, kann nicht so viel Freude empfinden, als ich empfand. Ja ich glaube, daß ein bereits zum Tode geführ-

führter Missethäter, der auf der Richtstätte Pardon bekömmt, sich unmöglich so freuen kann, als ich mich freute, daß ich nunmehr aus den Händen meines Tyrannen mich gerettet hatte. Ich war so ausgelassen trunken vor Freude, daß ich von dem, was um mich vorgieng, weder etwas sah noch hörte. Wir hatten bereits die Pferde einmal gewechselt und die zweyte Poststation erreicht, als ich, wie aus einem tiefen Schlafe erwachte, und meinen lieben neben mir sitzenden Erretter fragte, ob wir schon eine Station zurück gelegt hätten, allein die erfreuliche Antwort bekam, daß wir bereits auf der zweyten wären. Durch verdoppeltes Trinkgeld an die Postilionen waren wir in drey Nächten und zwey Tagen an den Ort unserer Bestimmung, so, daß wir meine halb todte Mutter mit unserer Gegenwart wieder erfreuen konnten.

Mein sauberer Herr Gemahl, der Herr Oberste, erwachte erst von seinem Rausche drey oder vier Stunden nach unserer Flucht, er vermißte mich, da er mich in meinem Schlafzimmer nicht fand. Es war ihm nicht sowohl um meine Person, als vielmehr um mein Vermögen zu thun. Er gerieth daher in den

fürch-

fürchterlichsten Zorn, setzte sich mit geladenem Gewehre zu Pferde, und alle seine Gäste, sogar sein alter Vater und dessen sämmtliche Abdeckergesellen folgten seinem Beyspiel, und die ganze saubere Gesellschaft kam unter gräulichen Donnern und Fluchen bis an die nächste Poststation. Hier erfuhr denn der Herr Oberste die für ihn höchst verdrießliche Nachricht, daß ich bereits vor sechs Stunden unter einem stark bewaffneten Geleite abgereiset sey. Er sah wohl ein, daß alles Nachsetzen vergebens seyn würde, und kehrte daher mit der ganzen Gesellschaft auf seines Herrn Vaters Jagdschloß wieder zurück.

Es war aber nicht genug, daß ich seiner Tyranney heimlich entwischt war, ich wollte mich auch gänzlich von ihm los machen. Mein Curator gab mir daher den vernünftigen Rath, ich möchte ihn nicht etwan als einen Falsarius anklagen, sondern bloß ex capite impotentiae, daß er seine männliche Pflicht nicht leisten könnte, um die Ehescheidung anhalten. Zu dem letztern entschloß ich mich, wie wohl ungern, weil man die guten Weiberchen, die sich in diesem Stücke über ihre Männer beschweren, für geile Ziegen hält; weil ich aber

in

in diesem Punkte rein war, und mich an einem andern Orte niederlassen wollte, so gab ich meinem Curator dazu Vollmacht, der denn auch so glücklich war, daß ich nach achtzehn Wochen, nachdem er in den bestimmten Terminen nicht erschienen, gänzlich von ihm geschieden ward. Der Herr Oberste bekümmerte sich darum eben so wenig, als um seine verlorne Oberstenstelle, indem er nach dem Tode seines fünf und siebenzigjährigen Herrn Vaters dessen Vermögen, Haus und Hof und wichtiges Ehrenamt ererbte, und dasselbe viele Jahre lang mit gutem Erfolg exercirte. Nicht leicht wird jemand von seinem Metier ein so unerwartetes Glück haben. Allein, Madam, werden meine Leser fragen, werden Sie sich denn in

## Die sechste Ehe

begeben? Allerdings! ist sogleich meine Antwort. Eine so junge Frau, als ich damals war, welche noch keine glückliche Ehe gekostet, muß doch aufs neue Versuche machen, ob sie zu einem solchen Glück, vielleicht das einzige wahre Erdenglück, gelangen kann.

Von

Von meinem wackern Dom Pedro und manchen andern gelehrten Männern, deren Umgang mir immer sehr lehrreich nnd nützlich war, hatte ich manche gelehrte Kenntniß gelernt; allein ich war durch meine letzte unglückliche Heyrath an der Fortsetzung meines gelehrten Fleißes gehindert worden, und wünschte daher zu meinem künftigen Gemahl einen Mann, der sich durch Gelehrsamkeit auszeichnete und meinen Durst nach Kenntnissen stillen könnte. Der Gedanke war mir unerträglich: Du bist weiter nichts, als die geschiedene Frau eines Scharfrichters, der dich doppelt hintergangen hat.

Mein Entschluß war schon längst gefaßt, meine Güter zu verkaufen, und mich in eine weit entlegene Provinz zu begeben, wo man mich und meine Umstände gar nicht kennen konnte. Derselbe wurde nunmehr ausgeführt, meine Güter wurden verkauft, und ich begab mich mit meiner Mutter und Tochter, in Begleitung meines Anton und eines andern treuen Dieners, wieder nach Holland.

Zuerst kamen wir nach Leiden, wo wir uns nicht gar lange verweilten, sondern unsere Reise nach Amsterdam fortsetzten. Hier brach-

brachte ich den größten Theil meines Vermögens theils in die Bank, theils bey verschiedenen sichern Kaufleuten unter. Nachdem ich von allen meinen guten Freunden Abschied genommen, nahm ich meinen Weg über Schlesien nach Wien. In Breslau erfuhr ich, daß die schönen Güter, welche meine lieben Aeltern ehemals verlassen mußten, gegenwärtig zu verkaufen wären. Ich erfuhr aber auch, daß die gegenwärtigen Besitzer sehr viel für diese Güter haben wollten, so daß sich nicht leicht dazu ein Käufer finden würde.

Als meine gute Mutter dieß hörte, standen ihr die Thränen in den Augen; ich merkte es ihr an, daß sie nichts so sehnlich wünschte, als daß ich diese Güter wieder kaufen möchte. Ich war auch nicht abgeneigt, dieselben wieder zu kaufen, nur äußerte ich die Besorgung, daß ich, oder meine Nachkommen diese Güter eben so leicht wieder verlieren könnten, als meine Aeltern daraus wären vertrieben worden. Allein man gab mir zur Antwort, daß sich die Zeiten geändert, und nach Veränderung der Regierung so etwas nicht weiter zu besorgen stünde.

Der Kauf wurde in einigen Tagen wirklich geschlossen. Der Besitzer forderte für die Güter, nach dem darüber gemachten gerichtlichen Anschlage, zweyhundert und sechs und dreyßigtausend Thaler. Ich bot darauf zuerst zweyhundert und fünf und zwanzigtausend Thaler, da er mir aber die Güter für diesen Preis nicht lassen wollte, legte ich noch fünftausend Thaler zu. Ich bekam sie also für zweyhundert und dreyßigtausend Thaler, worauf mir die Güter übergeben, die verabredete Summe binnen vier Wochen von mir ausgezahlt, und mir und meinen sämmtlichen Nachkommen mit den gebräuchlichen Formalitäten in Lehn gegeben wurden.

Meine liebe Mutter hatte über diesen getroffenen Kauf eine ungemeine Freude. Sie bat mich, ich möchte ihr doch erlauben, wenn ich wieder nach Wien gienge, auf ihrem ehemaligen Wohnsitze bleiben zu können, weil sie an diesem ihr so werthen Orte gern ihr Leben beschließen möchte. Sie stellte mir vor, daß meine erwachsene Tochter mir zur Gesellschaft dienen, und über dieß hätte ich ja Hoffnung, wenn ich mir wieder einen wackern Gemahl nähme, woran sie wenigstens nicht

zweif-

zweifle, bald noch mehr kleine Gesellschaft zu bekommen.

Die letzte feine Pille ließ ich unbeantwortet; allein ihr Dableiben auf den Gütern erlaubte ich ihr nicht nur, sondern ich wünschte, daß ich nur im Stande seyn möchte, ihr noch mehr meine kindliche Ergebenheit zu erkennen zu geben. So bald ich meine Sachen in Ordnung gebracht und ihr die Oberaufsicht über das Ganze übertragen, trat ich mit meiner lieben Tochter und meinen Leuten die Reise nach Wien an. Hier traf ich meine Freunde in dem besten Wohlseyn an, außer daß ich die Gemahlin meines gütigen Hauswirths nicht mehr unter den Lebendigen fand.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ich in Wien so viel ausstehen würde, da ich doch einige Jahre älter geworden war; allein mein großer Reichthum erscholl weit und breit durch die Kaiserstadt, und so fanden sich denn in wenig Wochen mehr als drey und zwanzig alte, mittelmäßige, junge, hübsche und garstige, reiche und arme, buckelige und gerade Freyer, die mich an allen Orten und Enden so unbändig verfolgten, als wenn sie insgesammt hitzige Windhunde, und ich eine flüchtige Häsin,

Füch-

Füchsin oder anderes gejagtes Thier gewesen wäre.

Von allen diesen ansehnlichen, oder in einem andern Betrachte verehrungswürdigen Herren, würde ich gewiß einem ganz armen Edelmanne den Vorzug gegeben haben, weil er mir gefiel, und weil ich mit ihm glücklich leben zu können glaubte. Allein er war zu sehr im Rufe, daß er der Alchymie dergestalt ergeben sey, daß der größte Theil seines Vermögens bereits im Rauch durch den Schornstein geflogen. Bey diesem ganzen Unternehmen hatte er den kleinen Fehler begangen, daß er dieß wichtige Werk als eine menschliche Sache behandelt, da er doch hätte bedenken sollen, daß es ein pures Werk Gottes sey, daß man ohne ein andächtiges, inbrünstiges Gebeth und genaue Naturkenntnisse unmöglich zum Zweck gelangen könne. Er hatte vielmehr herumziehenden Vagabonden und betrüglichen Goldmachern geglaubt, die ihn um sein Geld gebracht, und er endlich so weit gekommen, daß er sich nach einer reichen Frau umsah, die ihn in den Stand setzte, sein Lieblingsgeschäft fortzuführen.

Ich

Ich war unter diesen Umständen gerade die Frau, die er zu haben wünschte, und ob er gleich bereits von mir abschlägige Antwort erhalten, so machte er doch neue Versuche, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Er steckte sich nehmlich hinter einen Staatsminister, der schon darum sein Freund war, weil er mit ihm gleiche Neigung hatte und mit ihm ein gleiches Lieblingsgeschäfte trieb. Unter dieser hohen Protektion zweifelte er keinen Augenblick, daß ich meine Gesinnungen ändern und ihm willig meine Hand geben würde.

Sr. Excellenz, der Herr Reichsgraf übernahm den Auftrag gern und willig. Er ließ sich bey mir melden, ich nahm ihn an, und so wie er zu mir ins Zimmer trat, schien er seine Farbe zu verändern, dachte nicht an den Auftrag seines Freundes, sondern fieng eine förmliche Ehebewerbung für seine eigne Person an. Er hielt um meine Hand an, in einem Tone, daß ich gar nicht wußte, was ich sagen sollte. Allein ich war unter diesen Umständen mehr als einmal gewesen, daher wußte ich mich zu finden und antwortete: daß ich es für ein Glück halten müßte, daß Sr. Excellenz sich so weit erniedrigten und eine verlassene

Witt-

Wittwe besuchen wollten. Allein ich müßte mich höchlich wundern, daß Sr. Excellenz mir Dero eigne hohe Person zum Gemahl anbieten wollten, da es doch ausgemacht wäre, daß manche große Prinzessin es sich für das größte Glück schätzen würde, wenn sie die Gemahlin eines so viel vermögenden Mannes werden könnte. Ich nähme unter solchen Umständen diesen Antrag bloß als einen feinen Scherz an, da ich nicht gewohnt wäre, mir in Sachen, die meinen engen Horizont überstiegen, auf einige Art zu schmeicheln. Mein Horizont würde doch hoffentlich — versetzte er — nicht so gar enge seyn, daß ein so kleiner Mann, wie er wäre, nicht Raum genug darin finden könnte.

Ich mußte darüber mit ihm herzlich lachen, und suchte meine aufsteigende Gesichtsröthe mit meinem Schnupftuche zu verbergen. Bald nachher nahm ich meinen vorigen mit Freundlichkeit untermischten Ernst wieder an, und fuhr fort zu sagen: Wenn aber Sr. Excellenz gedachten Vorschlag auf meine wenige Person gethan haben sollten, so wollte ich mir die besondere Gnade ausgebethen haben, daß ich einen so wichtigen Schritt etwas genauer überlegen, und dann meinen Entschluß bekannt machen könnte.

Der Graf gab mir hierauf die heiligste Versicherung, daß es nichts weniger als Scherz sey, sondern daß er es ganz ernstlich meyne, und nicht früh genug eine erwünschte Antwort von mir erwarten könnte. Er empfahl sich bald nachher mir mit der Bitte, daß ich ihm meinen Entschluß bald melden lassen möchte, so, daß ich ihm versprach, daß dieß binnen acht Tagen geschehen sollte.

Kaum war er fort, so bat ich Gott kniend um seinen Beystand, was ich thun oder lassen sollte. Hierauf bat ich meinen klugen Hauswirth zu mir, erzählte ihm den Heyrathsantrag, und erbat mir von ihm einen guten Rath. Er hörte mich genau an, zuckte die Achseln und sagte:

Erlauben Sie mir, daß ich eine kleine Vergleichung machen darf. Wenn man einen Gurkensallat noch so gut auspreßt, Salz, Pfeffer und Provenceröl dazu thut, so wird es auf alle Fälle besser seyn, man schmeißt ihn zum Fenster hinaus, als man verdirbt sich den Magen damit. Es ist allerdings wahr, Sr. Excellenz sind ein großer, reicher Minister, hat aber auch manche große Fehler und Gebrechen an sich, die sonderlich denen beschwerlich fallen

müssen,

müssen, die nahe um seine Person sind. So klein und unansehnlich dieser Mann auch ist, konnten seine zwey ersten Gemahlinnen, die beyde jung und schön waren, sich nicht rühmen, daß sie vierzehn Tage das Glück gehabt, ihn allein zu besitzen. Selbst mit seinem zunehmenden Alter, da er sich überdieß einigemale die Finger arg verbrännt hatte, stellte er diese Näschereyen doch nicht ein, sondern er machte noch täglich zu gewissen Kapellen Wallfahrten, um nackenden Venusbildern, wo nicht allemal ein volles Opfer, doch wenigstens Rauch- und Brandopfer in Gesellschaft noch anderer andächtigen Verehrer derselben zu bringen. Man hat darüber so manche Histörchen, vor deren Wahrheit ich freylich nicht haften kann; aber es muß doch etwas daran seyn, weil man sich so lange damit herum getragen hat.

Die Erzählung von den rühmlichen Eigenschaften meines Gemahls, so bald ich nur Ja sagte, machten mich freylich anfangs stutzig, und ich war unentschlossen, wozu ich mich eigentlich erklären sollte. Wenn ich aber bedachte, in welches Unglück mich meine letzte schmachvolle Heyrath gestürzt, und wie leicht,

ungeachtet aller Vorsicht, doch davon etwas ins Publikum kommen könnte; so entschloß ich mich zu dieser vornehmen Heyrath, ohne so genau auf den Gegenstand meiner Liebe zu sehen. Kurz, dieser Mann brachte mich, da ich gleichsam verworfen war, wieder in Ansehen, und gab mir einen Rang, den ich mir nicht höher wünschen konnte.

Nach Ablauf des Termins trat der Minister unangemeldet zu mir ins Zimmer mit den Worten: Nun, gnädige Frau, wie stehen meine Sachen, habe ich Leben oder Tod zu hoffen? Leben! war meine Antwort; wie würde ich das Letztere bey des Kaisers Majestät verantworten können.

Es läßt sich die Freude gar nicht beschreiben, welche der Herr Graf bey dieser meiner Erklärung äußerte. Nach acht Tagen geschah die feyerliche eheliche Verbindung, in Gegenwart der vornehmsten Personen beyderley Geschlechts.

Mein neuer Gemahl hieß Hermann Karl, Graf von ***. Er war etwan sechs und funfzig Jahr alt; von gesunder Leibeskonstitution, nur daß er etwas hustete, indem er einen Schaden an der Lunge hatte, den er

sich

sich durch einen kalten Trunk zugezogen, welchen er auf die Hitze gethan. Er war von Person sehr klein und vorn und hinten mit ziemlichen Erhöhungen versehen; sein Hals war kurz, und die Augen in seinem Gesichte waren so klein, daß man sie kaum sehen konnte. Mit einem Wort, er war so ungestaltet, daß er einmal von einem einfältigen Manne für ein ausländisches Thier gehalten wurde.

Wir wurden nehmlich wenige Tage nach unserer Vermählung von dem damaligen Grafen von Schwarzenburg in seinen Garten zum Essen gebethen. Bey dem Hinfahren kömmt meinem treuen Anton ein so heftiger Durst an, daß er vom Wagen herunter springt und in dem nächsten Wirthshause sich zu erquicken sucht. Er glaubt, den Wagen einholen zu können; allein der Kutscher hatte einen andern, als den gewöhnlichen Weg genommen, daher er sich bey einem ihm begegnenden Zimmermanne erkundigte, ob er nicht den Wagen des Grafen von *** hätte vorbey fahren sehen. Nein — gab der gute Mann zur Antwort — ich habe wohl dort in jener Gasse einen Wagen mit eben einer solchen Livree, als er trägt, vorbeyfahren sehen; allein darin saß bloß eine

schöne

schöne Dame mit einer großen Meerkatze zur linken Seite, die ein lange Perücke aufhatte.

Tag und Nacht mußte mein Gemahl eine Schnürbrust tragen; denn er würde, so bald er dieselbe abgelegt, als ein Taschenmesser zusammen gefallen seyn. Seine Sprache war sehr unangenehm, indem er den Ton einer Elster hatte, die einige Worte auswendig gelernt.

Er stammte aus einer alten reichsgräflichen Familie ab, die stets ansehnliche Güter besessen und viele hohe Aemter am kaiserl. Hofe verwaltet hatte. Er, mein Gemahl, besaß selbst viele Güter und bekleidete sehr vornehme Bedienungen, und dennoch war er so geizig, daß er große und kleine Geschenke mit Vergnügen annahm, und daher nur spottweise anstatt Hermann Nehmmann genennt wurde.

Was seine Religion betrifft, war er ein römischkatholischer Christ, in Ansehung des äußerlichen Bekenntnisses, und den Ceremonialgottesdienst, den seine Kirche vorschrieb, beobachtete er genau, ob er gleich dabey weiter keine als Nebenabsichten hatte. Den armen Leuten that er nie etwas Guts; allein den liederlichsten Weibspersonen belohnte er ihre erwiesenen Gefälligkeiten reichlich.

Er war ein Freund von prächtigen Kleidern, liebte die bunten Farben und zeigte sich als ein junges Bürschchen. An einer wohlbesetzten Tafel ließ er es sich ganz vortrefflich schmecken. Indessen war er öfters so unglücklich, wenn er bey Tische zu viel getrunken, daß ihn das Wasser drückte, und da er nicht gern aufstehen wollte, es lieber durch die Hosen laufen ließ. Die Gäste lachten darüber heimlich, und mir wäre beynahe das Weinen angekommen, da ich gewöhnlich in der folgenden Nacht das Vergnügen hatte, von seinen Feuchtigkeiten recht durchgeweicht zu werden.

Ich muß es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er mich in allen Stücken standesmäßig hielt. Eine vortrefflich besetzte Tafel, prächtige Kleider, herrliche Mobilien und eine reiche Equipage standen mir jedesmal zu Gebot. Wir führten einen Staat, den wenige Fürstenhäuser zu führen im Stande waren.

Dem ungeachtet muß ich gestehen, daß ich mich zu dieser Heyrath nie würde verstanden haben, wenn ich vorher gesehen, daß ein Mann von seinem Alter beynahe alle Nächte mich mit seinen Liebkosungen zwey bis dreymal hintereinander beunruhigen würde. Wenn ich dieß

nur von weitem vermuthen konnte, so ließ ich mich mit Niemanden, selbst mit der schönsten Mannsperson, in kein neues Ehebündniß ein. Manche von meinen Lesern, vornehmlich von meinen Leserinnen, werden mich für reif zum Tollhause halten, da ich gerade das, was die meisten von meinem Geschlechte mit so vieler Begierde suchen, zu verabscheuen scheine, wenigstens kein großes Vergnügen daran finde.

Dieser Fehler meines Gemahls ward gewissermaßen durch etwas Gefälliges ersetzt, indem er, was man kaum glauben sollte, von aller Eifersucht ganz frey war. Ich machte zwar, wie man leicht mir glauben wird, von dieser großen Tugend keinen Gebrauch, weil mein Temperament mich nie zu Ausschweifungen der Art verleitete; indessen mußte es mir doch angenehm seyn, daß selbst die unschuldigsten meiner Schritte nicht übel ausgelegt wurden.

Mein Mann hatte aber auch seine guten Gründe, warum er nicht eifersüchtig war, weil er sich selbst nehmlich Freyheiten beym andern Geschlechtr herausnahm, die sich für einen Mann von seinem Stande gar nicht ziemten. Er ließ seine Hände bey Frauenzimmern von allen

Sor-

Sorten oben und unten herum spazieren, und wagte es sogar, meiner tugendhaften Tochter das Unterhemde zurechte zu ziehen, wobey er sich eines gewissen Handgriffs bedienen wollte; allein er bekam von ihr zur Belohnung einen so derben Stoß, daß er långelang zu Boden fiel.

Sehr oft brachte er die Abende in Gesellschaft junger, schwelgerischer Leute in Håusern zu, die er schon seines Standes wegen nicht hätte besuchen sollen. Hier waren unzüchtige Personen, die fürs Geld alles mit sich machen ließen. Sie wurden öfters gezwungen, sich nackend auszuziehen, sich auf den Tisch zu legen, und dann in alles zu willigen, was nur die saubere Gesellschaft verlangte. Ob mir bey einer solchen Gelegenheit nicht auch zuweilen Hörnerchen aufgesetzt wurden, das kann ich freylich nicht mit Gewißheit sagen; aber vermuthen läßt es sich kaum.

Sein einziger Sohn und künftiger Erbe aller seiner Güter und Reichthümer war ein wahrer Einfaltspinsel. Der Vater hatte dessen Erziehung ganz vernachlässigt; es war ihm genug, daß er ein Reichsgraf war, zur höchsten Noth konnte er seinen Namen und ein

in

in seiner Muttersprache geschriebenes Buch erbärmlich lesen, oder besser zu sagen, buchstabiren. Er war ein liederlicher, ausgelassener Mensch, noch weit ungezogener, als sein hochgebohrner Herr Vater. Meiner Tochter sagte mein Herr Gemahl viele Süßigkeiten vor, und spielte bey ihr den Liebhaber, beschenkte sie zuweilen mit einem reichen Juwelenschmuck und mit andern Sachen von Werth, die den Frauenzimmern angenehm zu seyn pflegen. Deßwegen erreichte er aber doch nicht seinen Zweck, sondern wurde, wenn er sich gewisser Handgriffe bedienen wollte, mit Stolz und Würde abgewiesen.

Es war ihm in Praxi noch nicht vorgekommen, daß ihm irgend ein Frauenzimmer abschlägige Antwort gegeben, daher fiel er auf die sonderbare Vermuthung, daß meine Tochter wohl ein Zwitter seyn könnte. Diesen sonderbaren Einfall theilte er einem großen, aber übel berüchtigten Prinzen mit, der sich eben damals in Wien aufhielt, und mit welchem er manche Flasche Wein auszustechen pflegte. Der Prinz ward neugierig und bat meinen Mann, ihm zu erlauben, sich von der Wahrheit der Sache zu überführen. Der

Herr

Herr Graf war bereits halb betrunken, er konnte also seinem prinzlichen Bruder eine so große Kleinigkeit nicht abschlagen, und gab ihm die Versicherung, daß noch heute Abend sein Wunsch erfüllt werden sollte.

Es wurden noch ein Paar Flaschen auf guten Erfolg ihres verfluchten Plans ausgetrunken, und dann setzten sich beyde in meines Gemahls Wagen und fuhren nach Hause. Ich machte gerade damals einen Besuch bey einer vornehmen Kindbetterin, und diese meine Abwesenheit glaubten die Herren benutzen zu müssen. Als sie ankamen, war daher meine Tochter ganz allein unglücklicher Weise zu Hause. Ihr Herr Stiefvater nebst dem Prinzen traten in meiner Tochter Zimmer; der erstere setzte sich sogleich auf einen Lehnstuhl, befahl meiner Tochter, zu ihm zu kommen, sich bey ihm auf den Schooß zu setzen und ihm einen rechten schönen Kuß zu geben. Sie glaubte, ihm nicht gehorchen zu dürfen. Der alte Satyr stand hierauf auf, ergriff meine Tochter bey der Hand, und zwang sie mit Gewalt, neben ihm Platz zu nehmen.

Der Prinz hatte kaum meine Tochter erblickt, als er auf eine ganz andere Art seine

Neugierde zu befriedigen suchte. Er versprach meinem Gemahl, in spanischer Sprache, die völlige Abtretung des Schlosses und der Herrschaft, die an seine stieß, wenn er ihm zu dem wirklichen Genusse dieses artigen Mädchens verhelfen wollte. Mein Gemahl war damit vollkommen zufrieden. Er, der Prinz, sollte unter dieser Bedingung auf seinem Schooß bereits den Anfang machen, indem er die junge Betze so fest halten würde, daß er seinen Entzweck sicher erreichen könnte.

Meine Tochter, die recht gut spanisch verstand, erschrack über die ihr drohende Gefahr; in diesem Augenblick fiel der Prinz vor ihr auf die Knie, mit der einen Hand griff er nach ihrer Hand, sie zu küssen, um mit der andern sich desto mehrere Freyheiten zu nehmen. Meine Tochter war jetzt darauf bedacht, sich von diesen Ehrenschändern loszureißen. Zuerst stieß sie ihren Stiefvater mit ihrem Ellenbogen so heftig ins Gesicht, daß ihm sogleich drey bis vier Zähne ausfielen, dann trat sie den vor ihr liegenden Prinzen mit dem Fuße so heftig an den Schlaf, daß er sinnlos zu Boden fiel, und zur Zugabe noch einmal derb vor den Magen, und flog

wie ein Pfeil zum Zimmer hinaus, um ihre Leute zu Hülfe zu rufen.

So wie sie durchs Vorgemach durchlaufen wollte, traf sie ganz unerwartet den kaiserlichen Beichtvater an, den sie aber damit abwies, daß sich der Herr Graf nicht wohl befinde, ob sie gleich ihren tyrannischen Stiefvater hätte unglücklich machen können, so bald sie den Pater ins Zimmer gelassen, wo die beyden Verbrecher in ihrem Blute lagen. Ich kam in diesem Augenblicke nach Hause, als meine Leute die zugedachte Schande meiner Tochter rächen wollten, wovon ich sie noch durch mein Ansehen abhielt. Meinen Mann ließ ich durch seine Leute sofort in sein Schlafzimmer bringen und den Prinzen in einer Sänfte nach Hause tragen.

Den andern Morgen, als mein Gemahl ausgeschlafen hatte, stellte ich ihm sein schlechtes Betragen so lebhaft vor, daß jeder andere, nur er nicht, dadurch gerührt wurde. Er suchte vielmehr aus der ganzen Sache einen Scherz zu machen, und stellte meiner Tochter Nothwehr von einer Seite vor, daß sie mehr Strafe als Beyfall zu verdienen schien. Mein Mann nahm zu Bedienten gern liederliche

Buben, welche andern ehrlichen Leuten sogenannte Possen spielten, wozu er noch lachte, anstatt daß er sie wegen ihrer Bosheiten hätte bestrafen sollen. Die liebsten waren ihm die, welche er zugleich als Kuppler gebrauchen konnte.

Bald nachher erfreute mich meine liebe Mutter mit einem ganz unerwarteten Besuch, der mir um so viel mehr Vergnügen machte, da sie zu der völligen Aussöhnung mit meinem ungezogenen Herrn Gemahl nicht wenig beytrug. Sie kannte ihn bis dahin noch nicht weder von Person, noch von Karakter, und da sie jetzt Gelegenheit hatte, ihn genauer kennen zu lernen, so wünschte sie von Herzen, daß ich bald von einem Gemahl befreyet werden möchte, der mir unmöglich viel Vergnügen machen könnte. Doch ich gab ihr zu verstehen, daß, da ich so mancherley Ungemach in der Ehe bereits ertragen hätte, Gott mir noch so viel Kräfte geben würde, auch das gegenwärtige zu ertragen.

Indessen merkte ich nur zu deutlich, daß mein ungezogener Herr Stiefsohn sich in meine — ich kann es mit allem Recht sagen — schöne Tochter verliebt habe. Bey ihrer

Gleichgültigkeit und Härte gegen ihn vergieng ihm alle Lust zum Essen, kein Schlaf kam in seine Augen, so sehr er ihn sonst zu lieben pflegte und seine Gesundheit litt merklich. Sein Vater betrübte sich darüber; so bald er aber die wahre Ursache davon erfuhr, gab er sich wieder zufrieden, indem er versichert war, dieselbe leicht heben zu können.

Doch der Graf, der sich einbildete, daß eine Heyrath zwischen seinem Sohne und meiner Tochter eine sehr leichte Sache sey, hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Er stellte sich vor, daß weder ich einen Schwiegersohn, noch sie einen Gemahl abschlagen würde, der der einzige Erbe eines reichen, begüterten Mannes war. Allein wir beyde gaben ihm, da die Verhandlungen in dieser Sache ernstlich vor sich gehen sollten, geradezu abschlägige Antwort, mit der Weisung, daß bey einer ehelichen Verbindung es nicht auf Stand oder Reichthum, sondern vielmehr auf gegenseitige Uebereinstimmung der Gemüther ankäme.

Als der gerade Weg ihn nicht zum Zwecke führte, war er auf krumme Wege bedacht. Er wollte nehmlich, wenn es sich einmal träfe,

daß ich nicht zu Hause seyn würde, meine Tochter mit Gewalt entführen. Zu dem Ende sollte ein zugemachter Wagen in Bereitschaft stehen, meine Tochter, nachdem sie gebunden und geknebelt, mit Gewalt hinein geworfen werden, mein Stiefsohn und dessen Helfershelfer würden sie nach dem Hauptschloß des Grafen fahren, und so wollte man sie zwingen, sich mit dem trauen zu lassen, den sie im Grunde verabscheuen mußte.

Doch zum Glück entdeckte mein treuer Anton dieß für mich und meine arme Tochter fürchterliche Projekt noch zur rechten Zeit. Er traktirte nehmlich einen von des Grafen Bedienten mit einem Glase Wein, und da mein Anton merkte, daß dieser Mensch immer redseliger wurde, ließ er tapfer einschenken, und leerte mit ihm eine Flasche Wein nach der andern aus. Auf die Art erfuhr er nebst mehrern Geheimnissen auch dieses für mich so wichtige, die vorhabende Entführung meiner Tochter betreffend.

Unter solchen Umständen mußte ich mich kurz entschließen; denn da nach drey Tagen mein Herr Gemahl zum Kaiser auf die Favorite gefordert wurde, machte ich sogleich An-

stalten, daß meine liebe Mutter und Tochter, in Begleitung einiger treuen Bedienten, mit Extrapost auf meine Güter fuhren, und so vereiltelte ich das schändliche Vorhaben des ehrvergessenen Grafen.

Als er nach Hause kam, wollte er rasend werden. Von jetzt an hatte ich keinen vergnügten Augenblick mehr bey ihm, so lange er lebte. Die geringste Ursache gab öfters Veranlassung zu einem langen Zanke, und mein Mann führte sein liederliches Leben in seinem hohen Alter immer noch in Gesellschaft liederlicher junger Leute und Buhldirnen bis spät in die Nacht hinein.

Täglich also kam er spät den Abend betrunken nach Hause. Einmal ward ich in der Nacht um zwey Uhr durch ein mir um diese Zeit ganz ungewöhnliches Hin- und Wiederlaufen aus dem Schlafe geweckt; ich schellte, und die neben mir schlafende Kammerfrau kam zu mir in mein Schlafkabinet. Ich befahl ihr, sie sollte sich um die Ursache dieses ungewöhnlichen Lermens bekümmern; doch da sie die Thüre vom Vorgemach eröffnete, kam bereits ein Bedienter meines Gemahls herein, der mit Thränen im Auge meldete, daß Sr. Excellenz einen so

starken Blutsturz bekommen, daß allem Vermuthen nach sein nahes Ende zu erwarten stünde.

Ich sprang sogleich aus dem Bette, zog eilend ein Nachtkleid an, und lief geschwind nach dem Zimmer meines Gemahls, fand ihn aber bereits ohne Verstand, und der eben hereintretende Leibmedikus sagte, daß hier nicht die geringste Hoffnung weiter vorhanden wäre; die Voraussagung traf ein, mein Gemahl starb nach einer Viertelstunde.

Plötzlich und unerwartet mußte er eine Welt verlassen, deren Ergötzlichkeiten ihm lieber waren als das Heil seiner Seele, das er durch so viele Verbrechen verscherzt hatte. Ich ließ ihm nach dem Gebrauch der Römisch-katholischen viele tausend Seelenmessen lesen, nicht weil ich von der Wirkung derselben überzeugt war, sondern um die Mode mit zu machen; aber überzeugt war ich vollkommen, daß die Güte und Barmherzigkeit Gottes mehr gelte, als alle Seelenmessen in der Welt, und so hatte ich denn auch das Vertrauen, daß ihm die Vergebung seiner Sünden gewiß zu Theil werden würde.

Vier oder fünf Wochen nach des Grafen sehr kostbarem Leichenbegängnisse entschloß ich

mich,

mich, das mir so werthe Wien zu verlassen, und meine übrige Lebenszeit als Wittwe in der Stille auf meinen schönen Gütern zuzubringen. Ich muß gestehen, die unruhige Lebensart bey Hofe, wo man kaum einen Tag für sich hat, war mir schon längst lästig geworden, und diese Gelegenheit war mir daher sehr angenehm, ohne großes Aufsehen mich zurück zu ziehen aus dem Geräusche der großen Welt, und endlich auf meinen Gütern in einen Hafen zu gelangen, den ich mir längst zu meiner eignen Ruhe gewünscht hatte.

Viele von meinem Geschlechte lieben Zerstreuungen, weil sie sich nicht auf eine Art beschäftigen können, die ihnen genugthuend ist. Sie sind am liebsten in großen Gesellschaften, sie sind dem Spiel ergeben, und sind wohl im Stande, in einem Abende einige Tausend Thaler zu verlieren; noch mehr, sie sind der Galanterie ergeben, und benutzen jeden Augenblick, mit ihren Geliebten zu sprechen und sich von ihrer Liebe zu unterhalten.

Ich für meine Person liebte ein stilles, ruhiges Leben, und hielt alle die so sehr gerühmten Lustbarkeiten in den großen Städten für eben so viel Beschwerden. Ich überließ

daher meinem Stiefsohn mein ganzes Withum, ohne einziges Entgeld, nahm von seines Vaters sämmtlichen Verlassenschaft weiter nichts zu mir, als was er mir an Juwelen und andern kostbaren Mobilien verehrt hatte. Nachdem meine Sachen in Ordnung gebracht waren, und ich von meinen guten Freunden Abschied genommen hatte, verließ ich Wien, und reiste, von meinen treuen Leuten begleitet, nach Hause auf meine Güter, wo ich nach einigen Tagen ankam, und meine liebe Mutter und Tochter gesund antraf.

## Siebente Ehe

So lange mein Trauerjahr dauerte, dachte ich mit keinem Gedanken an eine neue Thorheit; ich will damit sagen, mich in ein neues Joch zu spannen, nachdem ich sechsmal davon befreyt worden war. Ich hatte wohl an wichtigere Dinge zu denken, nehmlich an die Verbesserung und Auszierung meiner Güter. Die auf dem Hauptgute befindlichen Lustgärten waren vortrefflich, allein ich ließ sie nach dem damaligen Geschmacke verbessern. Damit brachte ich nicht allein das Trauerjahr,

son-

sondern auch noch das folgende zu. Meine Gärten hatten jetzt ein fürstliches Ansehen, sie prangten mit bedeckten Gängen, Bildsäulen, Springbrunnen, und ob ich dabey gleich nichts verschwendet hatte, so wurde doch die ganze Einrichtung von allen, die mich besuchten, bewundert.

Von meinen Gütern sowohl, als von meinen ausstehenden Kapitalien hatte ich jährlich, ohne Ruhm zu melden, ein wahres fürstliches Einkommen, so, daß ich in diesem Punkte mit manchem Reichsfürsten nicht hätte tauschen mögen. Die Vorsicht hatte mich mit einem treuen und redlichen Gesinde begnadigt, alle meine Unterthanen hielten mich für ihre Mutter und ich betrachtete sie als meine Kinder. Da ich an den Wissenschaften Geschmack fand, so gewährte mir die Lektüre die angenehmste Beschäftigung, die ich mir nur denken kann. Keiner Verbrechen und Laster mir bewußt, ward mein Gemüth nicht von bangen Unruhen gemartert, vielmehr empfand ich eine Ruhe der Seele, welche sich von dem Bewußtseyn herschrieb, meine Pflichten gethan zu haben, so weit dieß den schwachen Sterblichen vergönnt ist. Doch in diesem ruhigen Zustande blieb

ich nicht lange, ich stürzte mich in eine neue eheliche Verbindung, die für mich nicht besser ablief, als die sechs erstern.

Unter den vielen Ehen war die eine, die ich mit einem Bürgerlichen geschlossen, am erträglichsten gewesen. Dieselbe war meine erste, allein auch der Anfang zu meinem nachmaligen Reichthum. Meine weitläuftige Wirthschaft erforderte gewissermaßen einen Beystand, der mit mir die Sorgen theilen könnte. Meinem Bedünken nach schickte sich dazu kein Edelmann, sondern vielmehr ein Gelehrter, der ein Liebhaber von den Wissenschaften war, der sich Kenntnisse mancherley Art eingesammlet, und dessen lehrreicher Umgang für mich unterhaltend und nützlich seyn konnte.

Dieser mein Plan schien so wohl überlegt zu seyn, und es fehlte weiter nichts daran, als daß die Ausführung desselben meinem Wunsch entsprechen möchte. Aber leider traf ich abermals nicht den rechten Mann, den ich haben wollte. Er war ein bloßer Namengelehrte, ohne die Gelehrsamkeit aus dem Grunde studirt, oder auch nur einen Theil derselben gründlich erlernt zu haben. Die Veranlassung zu diesem Subjekt war folgende.

Meine Grenznachbaren hatten es sich einfallen lassen, nach und nach unter mancherley Vorwande meine Gerechtsame zu schmälern, so, daß ich mich genöthigt sah, in Breslau bey dem Oberamte meine Zuflucht zu nehmen. Meine Freunde schlugen mir zum Consulenten einen gewissen Herrn *** beyder Rechte Doktoren vor; ich ließ ihn noch denselben Tag zum Mittagsessen einladen.

Er erschien gegen die Essenszeit mit so vielen Ceremonien und Komplimenten, daß ich meine altväterische Beredtsamkeit zusammenraffen mußte, um nur nicht in seinen Augen ganz als ein Stümper zu erscheinen. Endlich kamen wir doch zum Sitzen, zum Essen und zum Trinken. Nun konnte ich, nachdem er einigemal mit vielem Pomp meine Gesundheit getrunken, doch endlich an meine Hauptsache denken, weßhalb ich ihn eigentlich zu mir hatte bitten lassen. Er kramte bey dieser Gelegenheit alle seine Gelehrsamkeit aus, und ich wurde leider davon so bezaubert, daß ich diesen Pedanten für den größten Gelehrten hielt. Ich hielt es für das größte Glück, wenn ich diesen Mann zum Ehegemahl bekommen könnte. Doch vielleicht wäre dieser Einfall wohl

nie realisirt worden, wenn sich nicht nach einigen Tagen ein besonderer Umstand ereignet hätte.

Den fünften Tag kam dieser Rechtsgelehrte, dem ich diese ganze Sache übergeben hatte, zu mir, um über einige Dinge nähere Auskunft zu haben. Er war noch den Abend bey mir, als Bärenführer aus Polen vor meinem Quartier vorbey kamen, welche mich ersuchten, ob ich wohl erlauben wollte, daß sie ihre Künste unter meinem Fenster machen dürften. Meine Neugierde reizte mich eigentlich nicht, diese Bärentänze zu sehen, wohl aber quälten mich die Kinder meines Hauswirths so anhaltend, daß ich ihnen unmöglich ihre Bitte abschlagen konnte. Also ich gab einen halben Gulden, und die Bärenmusik zur Eröffnung des Tanzes nahm sogleich ihren Anfang. Die ersten Tänzer machten ihre Sache unverbesserlich. Allein als der vierte Auftritt begann, hätte die Komödie beynahe ein tragisches Ende genommen. Der vierte Tänzer wollte sich schlechterdings nicht nach dem Willen seines Meisters bequemen, sondern mußte erst durch Stockschläge dazu gebracht werden, und nun bekam er wegen seines Ungehorsams

neue Prügel, wobey unglücklicherweise die Kette unter dem Halse des Thiers wie ein Zwirnsfaden zerriß, dadurch seine Freyheit bekam und in der Wuth vielen Schaden anzurichten drohete. Doch that er weder seinem Herrn, noch den vor dem Hause versammelten Leuten etwas, sondern lief gerade in meine Wohnung die Treppe herauf, und so war er, ehe ich es mir versah, in meinem Zimmer, dessen Thüre zum Unglück offen stand. Es war nicht anders, als wenn der Teufel selbst herein donnerte, und nichts gewissers als der Tod schien mir bevorzustehen.

Der Doktor war es, der mir das Leben rettete. Er griff mit seinem Degen das ergrimmte Thier an, und gab mir Zeit, daß ich mit meinem Kammermädchen mich durch die nächste Thüre retten konnte. Doch diese Vorsicht wäre nicht einmal nöthig gewesen; denn als der Bär seinen Gegner erblickte, schien er alles Wilde mit einemmale zu verlieren, und mit Erstaunen sahe man, daß er vor demselben nieder fiel.

Der Doktor wußte anfangs nicht, was er von diesem seltsamen Auftritte denken sollte, und endlich nach langem Besinnen fiel es ihm

ein,

ein, daß dieser Bär der nehmliche sey, der auf seines Vaters Gut erzogen und von ihm mehrmalen mit Aepfeln, Birnen und andern Naschwaaren traktirt worden war.

Es läßt sich also diese große Vertraulichkeit des Bären gegen seinen Wohlthäter sehr leicht erklären. Des Doktors Furcht verwandelte sich jetzt in Freude, und er trug kein Bedenken, von dem auf dem Tische stehenden Kuchen dem Bären ein Stück anzubieten. Ich selbst wurde jetzt dreuster, kam aus dem Nebenzimmer und erfuhr von dem Doktor die ganze Geschichte. Daß nehmlich auf seines Vaters Gute dieser Bär wäre erzogen und unterhalten, mit dem Verkauf des Guts aber an diesen Bärenführer verkauft worden.

Diesen zahmen Bär kaufte ich seinem gegenwärtigen Herrn für zehn Thaler ab, und schickte ihn den andern Tag auf mein Gut, wo er ein eignes Behältniß bekam, und ich Sorge trug, daß er gut unterhalten wurde.

Diese sonderbare Begebenheit gab zunächst Veranlassung, daß ich mich entschloß, die Gemahlin des Doktors zu werden, dem ich gewissermaßen die Erhaltung meines Lebens zu danken hatte. Bey diesem Entschlusse sah

ich

ich weder auf Rang noch auf Reichthum, denn weder das eine, noch das andere, erhielt ich von ihm; ich richtete bloß mein Absehen auf einen Mann, dem ich Verbindlichkeiten schuldig war, und der mir bey meinen Wirthschaftsangelegenheiten und vorfallenden Prozessen große Dienste leisten konnte.

Allein ich wußte nicht, wie ich mich ihm entdecken sollte, da es nicht zu erwarten war, daß er es wagen sollte, mir Heyrathsanträge zu thun. Seine Blödigkeit war so groß und seine Achtung für mich so unbegränzt, daß nicht daran zu denken war, daß ihm nur ein ähnlicher Gedanke in den Sinn kommen konnte.

Ich mußte also selbst mich anbieten, oder mir es merken lassen, daß er gewiß keinen Korb bekommen würde, wenn er um meine Hand würbe. Und gerade dieser Tag, an dem er mein Leben gerettet, war zur Ausführung meines Plans der schicklichste. Ich bat ihn also diesen Abend zum Essen, und ob er gleich nach seiner gewöhnlichen Art tausend Komplimente und Entschuldigungen machte, so hörte ich doch nicht auf zu bitten, bis ich erhört wurde.

Er

Er trank gern beym Essen ein gut Glas Wein, ich ermangelte also nicht, ihm ein solches nach seinem Geschmacke vorzusetzen. Ich bediente mich sogar einer kleinen erlaubten List, indem ich ihm ein Glas vorsetzte, worauf allerley Sinnbilder der Liebe geschnitten waren, die sich ganz herrlich zu meinem Vorhaben schickten.

Das erste Glas, das ich ihm zutrank, begleitete ich mit dem Wunsche: Sie sollen leben, mein Erretter, bleiben Sie ferner mein treuer Beschützer und Freund, von mir können Sie meiner beständigen Erkenntlichkeit versichert seyn.

Mit vielen Verbeugungen war seine Antwort: Ich würde mich für den allerglücklichsten Sterblichen halten, wenn ich in Dero Diensten sterben könnte.

Ich trank ihm ein Glas nach dem andern zu, und die Zunge wurde ihm immer geläufiger, so daß er endlich sogar sich unterstand zu sagen:

Bis dahin habe ich mich noch nicht zu Heyrathen entschließen können, wenn ich aber eine Person anträfe, die Ew. Gnaden an Verdiensten, Talenten und Schönheit glich,

so

so bin ich nicht sicher, daß mein Entschluß nicht wankend gemacht werden dürfte. Wenn auch ein solches Frauenzimmer kein Vermögen hätte, würde ich sie doch jeder andern reichen und vornehmen Parthie vorziehen. Nie würde ich denn einer solchen Frau befehlen, sondern sie als meine Gebieterin verehren.

Diese seine Erklärung hielt ich für eine kleine Schmeicheley, fragte aber gleich weiter: Wie würden Sie sich aber denn verhalten, wenn Sie mich selbst zur Gemahlin bekommen könnten?

In diesem Augenblicke stand er von seinem Stuhle auf, trat in einer ehrerbiethigen Stellung vor mir hin, fiel dann mir zu Füßen, und sagte in einem feyerlichen Tone: Ew. Gnaden belieben mit mir zu scherzen. Solche hohe Gedanken sind mir noch nie in den Sinn gekommen, da meine Geburt und mein Stand mich an so etwas nicht denken lassen. Sollte mir aber dennoch ein so hohes Glück bestimmt seyn, so schwöre ich bey dem lebendigen Gott, daß ich nicht Dero Gemahl, sondern bloß Dero Gemahl und Leibeigner seyn wollte.

Ich ließ ihn aufstehen, und sagte hierauf: Das Weib muß ein Ungeheuer seyn, die

ihren Mann, mit dem sie ehelich verbunden, als ihren Sklaven behandeln wollte; so wie der Mann, der sich von seiner Frau zum Leibeignen machen läßt, kein Mann zu seyn verdient. Allein, lieber Doktor, ich weis sehr gut, daß der Mann, der einem Bären die Spitze bieten kann, nicht leicht der Sklave eines Weibes werden wird. Alle Freyer stellen sich vor der Copulation als Sklaven ihrer künftigen Frauen an, aber nur leider zu oft legen sie bald genug die heuchlerische Maske ab, womit sie die leichtgläubigen Weiber hintergangen haben.

Kurz, noch diesen Abend versprachen wir uns die Ehe, doch machte ich mir zur Bedingung aus, daß er sich erst auf meine Kosten in den Freyherrnstand erheben lassen, und seine Praxin gänzlich niederlegen sollte. Eine Bedingung, die er sich herzlich gern gefallen ließ, ob ich gleich bald Ursache genug hatte, diesen unüberlegten Schritt zu bereuen. Nachdem jene Bedingungen erfüllt waren, ließ ich mich mit dem neugebackenen Herrn Baron auf meinen Gütern trauen.

Mein siebender Gemahl hieß August Erdmann. . . Er konnte etwan acht und vierzig

bis

bis funfzig Jahr alt seyn, er war von keiner unangenehmen Gesichtsbildung, gut gewachsen, und von einer dauerhaften, festen Gesundheit. Er besaß einen guten, natürlichen Verstand, hatte ein aufgewecktes, lustiges Temperament, und verstand die Kunst, eine ganze Gesellschaft auf eine angenehme Art zu unterhalten.

Er war, wie ich bereits gesagt habe, ein praktischer Jurist, und zeichnete sich vor vielen seines Gleichen durch Redlichkeit und Rechtschaffenheit aus. Jedermann gab ihm das Zeichniß, daß er ein durchaus rechtschaffener Mann war.

Allein einen Hauptfehler hatte er an sich. Er war ein Liebhaber der edlen Alchymie oder angeblichen Goldmacherkunst. Dieser Hang nach einem eingebildeten Gute hatte ihn nicht allein um den größten Theil seiner Kunden gebracht, sondern sogar sein ehemals ansehnliches Vermögen in Dunst und Rauch verwandelt, daß ich allein ihn von der äußersten Armuth retten konnte. Man hätte denken sollen, daß ein solches Glück ihn von seinem Wahn würde abgebracht haben, allein er wurde nun nur noch eifriger, seine Lieblings-

be-

beschäftigung fortzutreiben. In meinem weitläuftigen Hause war bald kein Plätzchen mehr übrig, wo er nicht dieser eigensinnigen Göttin einen ansehnlichen Tempel, oder doch wenigstens eine Kapelle gewidmet hätte.

Er besuchte die Kirchen mit einer strengen Gewissenhaftigkeit, gab reichlich Allmosen, that aber beydes bloß aus der Absicht, daß Gott ihm die Gnade erweisen möchte, ihm das Geheimniß des Steins der Weisen zu offenbaren.

Sein äußerer Anzug, was Kleidung und Wäsche anbetrifft, waren sauber und reinlich; allein von seinen übeln Ausdünstungen des Mundes so wohl, als den Füßen, hatte ich sehr viel auszustehen. Und dann noch eine üble Gewohnheit, woran ich noch immer mit Schauder denke. Er pflegte nehmlich die geheimen Gemächer mit seinen Unsauberkeiten zu beschmutzen, und da er täglich sechs bis achtmal sich erleichterte, so war des Reinmachens kein Ende.

Er hatte ganz und gar keine Beschäftigung, indem er mich die Haussorgen allein tragen ließ, und sich um weiter nichts, als sein Goldmachen bekümmerte. Er war ein

großer

großer Liebhaber von einer wohlbesetzten Tafel, und trank ein gutes Glas Wein. Es schien ihm aber ohne Gesellschaft nicht zu schmecken, daher bat er täglich vier bis fünf Gäste zu sich, die aber selten nach meinem Geschmacke waren, indem er gewöhnlich solche Freunde wählte, die mit ihm an einer und derselben Krankheit laborirten, oder öfters Landstreicher waren, die meinen Mann zu betrügen suchten, und ihm öfters große Geldsummen abzuschwatzen wußten.

Es war mir äußerst unangenehm, eine solche Tischgesellschaft zu haben, von deren Gesprächen ich öfters kein Wort verstand, und auch kein Verlangen trug, mich darüber belehren zu lassen. Waren die Gäste nicht von der Art, daß er sich mit ihnen von seinen alchymistischen Grillen unterhalten konnte, so kramte er seine große grammatikalische Weisheit aus, indem er jedes Wort auf die Wage legte, und jeden Fehler, den sie beym Sprechen machten, rügte. Dieß mußte manchem äußerst unangenehm seyn, und nur die Schmarotzer konnten so etwas vertragen, die andern entfernten sich so bald als möglich.

Im ersten halben Jahre behandelte er mich auf eine Art, womit ich, seine übrigen Fehler abgerechnet, vollkommen zufrieden seyn konnte. Vornehmlich war ich mit ihm zufrieden, daß er die ehelichen Pflichten, ungeachtet der vielen stärkenden Mittel, nur selten erfüllen konnte, indem er in seinen jüngern Jahren das meiste Pulver verschossen hatte. Allein nach dieser Zeit wollte er sich einer gewissen Oberherrschaft über mich anmaßen, die mir unerträglich war.

In allen billigen Dingen war ich ihm gern zu Diensten. Er konnte auch, wenn er Geld brauchte, die besten Worte von der Welt geben; und dann war es mir nicht möglich, ihm etwas abzuschlagen, wenn seine Foderungen auch wirklich über meine Erwartung groß waren.

Den größten Theil des Tages brachte er in seinem Laboratorium zu; wenn es sich denn zuweilen ereignete, daß sich einige geringe Anzeigen von einem glücklichen Erfolge vorfanden, die mit denen in seinen alchymistischen Büchern übereinstimmten, so dünkte er sich so reich als Crösus zu seyn. Kam er alsdenn zum Mittagsessen und hatte ein paar Gläser

ser mehr als gewöhnlich getrunken, so träumte er, daß er mehr Gold und Silber hätte, als vor dem in Ophir zu finden war, oder in den neuern Zeiten aus Amerika geholt wurde. Er sprach in seinem Enthusiasmus von weiter nichts, als von Erkaufung großer Fürstenthümer, oder wohl gar Königreiche. Dann machte er ganz artige Projekte. Es war ihm etwas leichtes, die Türken aus Europa zu schaffen. Er kaufte dem Großfürsten sein ganzes Reich ab, besetzte dasselbe mit protestantischen Familien, und die Türken waren ohne Schwertstreich aus Europa. Sein zweytes Projekt war etwas größer, aber doch, wie er glaubte, eben nicht schwer auszuführen. Er wollte nehmlich ein Kriegsheer von lauter Protestanten errichten, und damit alle unnütze Mönche und Priester aus dem deutschen Reiche treiben; ferner mit diesem Heer nach Italien gehen, sich des Kirchenstaats bemächtigen, Sr. Päbstl. Heiligkeit absetzen, oder ihn allenfalls zum Superintendenten in Rom machen, dann ganz Italien erobern, und damit dem Kayser ein Präsent machen. Dann wollte er Sr. Kayserl. Majestät den unmaßgeblichen Vorschlag thun, die aufgehobenen

Klöster nebst deren Einkünften zu Wohnungen und Besoldungen der Invaliden zu bestimmen. Hätten die Türken in seinem vom Großfürsten erkauften Reiche Lust zu bleiben, so müßten sie sich entschließen, lutherisch zu werden, und er wollte auch allenfalls den Mufti, wenn er ein gescheuter Kerl wäre, zum Oberhofprediger machen.

Diese und ähnliche Grillen hatte mein Herr Gemahl stets im Kopfe, und glaubte sie realisiren zu können, so bald er Hoffnung zu haben schien, daß er jetzt am Ziel seiner Wünsche stünde, und nächstens den so mühsam gesuchten Stein der Weisen finden würde. Allein er blieb immer auf dem nehmlichen Flecke, verschwendete ungeheuer viel Gold und Kohlen, und machte seinen Kopf immer wüster mit Grillen.

Wegen seiner Unfähigkeit zum Ehestande hatte ich von ihm kein Kind. Allein er hatte einen Bedienten mit ins Haus gebracht, der ihm vollkommen ähnlich war; wie ich denn auch bald erfuhr, daß er denselben mit einer Schneiderstochter in L... erzeugt hatte. Meine Tochter ehrte er wegen ihrer Tugenden und Kenntnisse ungemein.

Schlimm war es, daß er bey seinem Hange zum Goldmachen sich um das Hauswesen gar nicht bekümmerte, und die Domestiken nach ihrem Belieben schalten und walten ließ. Wenn aber ein neuer Betrüger, oder mit andern Worten, ein angeblicher Goldmacher zu ihm kam, so war es nicht anders, als wenn sein bester Freund, den er in mehrern Jahren nicht gesehen, ihn besucht hätte. Solche Leute führten ihn nicht allein bey der Nase herum, sondern sie brachten ihn auch um vieles Geld, das sie ihm listiger Weise abzuschwatzen wußten.

Ich selbst studierte in den alchymistischen Büchern meines Mannes, fand aber bald, daß der ganze Unterricht dieser Schwärmer, Betrüger oder Betrogener, in ein heiliges Dunkel mit Fleiß eingehüllt ist, um ihre sogenannten Mysterien nicht zu ergründen. Ich stellte ihm also wohlmeynend vor, daß er nie ein Werk zu Stande bringen würde, zu deren Ausführung vielleicht mehr erfordert würde, als er davon verstünde. Vornehmlich warnte ich ihn vor allen Arten von Betrügern, die große Geheimnisse ihm mitzutheilen schienen,

im

im Grunde aber bloß sein Geld haben wollten, darum ihnen am meisten zu thun wäre.

Meine Neugierde trieb mich zuweilen ins Laboratorium, wenn gerade mein Mann mit Betrügern der Art umgeben war. Einige von diesen Spitzbuben brachten die Schmelztigel selbst, worinn sie bereits Silber oder Gold zerlassen hatten; oder wenn sie sich ganz neuer von unsern Leuten erkauften Tiegel bedienten, so bedienten sie sich bey der Arbeit kleiner hölzerner Stäbchen, die zuvor in durch scharfe Wasser aufgelösetem Silber oder Gold eingeweichet, und einige Quantität in sich gesogen hatten, womit sie die zur Probe eingesetzten Materialien herumrührten, und mithin in dem ganzen feurigen Tiegel verbrannten, und zuletzt einige Gran Gold zurücklassen mußten.

Andere hatten sogar das Papier, darinn die Materialien zur Probe gewickelt, mit Goldkalk angeschmiert, und hintergiengen uns gerade, da wir nicht den mindesten Betrug argwohnten. Ein andermal wurden wir mit Kohlenstaub, von solchen Kohlen, die zuvor in aufgelösetem Gold eine Zeitlang geweicht, schändlich betrogen.

Ein

Ein abgefeimder Spitzbube, der sich als Goldmacher ein großes Ansehen zu geben wußte, hintergieng meinen leichtgläubigen Mann mit einem Schmelztiegel, der einen doppelten Boden hatte; das Gold war unter dem dünnen zweyten Boden versteckt, der, so bald das Gold in Fluß war, mit leichter Mühe zerstoßen, und ebenfalls in Fluß gebracht ward. Niemand, der nicht um das Geheimniß wußte, oder so etwas ahndete, konnte den Betrug merken. Der Betrüger bekam von meinem Manne dreytausend Thaler für dieses Kunststückchen.

Ein anderer Betrüger wußte ihm zwölfhundert Thaler abzulocken, indem er nach drey Vierteljahren ein Stück Silber, zwey Mark schwer, zur Freude meines Mannes, aus dem Schmelztiegel brachte, allein der Betrug bestand darinne, daß es kein wahres, reines, sondern bloß auf Messingart gefärbtes Silber war.

Alle diese Leute mußte ich nicht bloß mit gutem Essen und Trinken, sondern sogar mit Kleidungsstücken mehrere Monate unterhalten. Anstatt, daß mein Mann an seine nicht reichen Verwandten etwas wenden sollte,

steckte er es lieber Betrügern zu, und bekümmerte sich um die erstern gar nicht, und äußerte gegen sie einen unerträglichen Bauernstolz, wie es gemeiniglich diejenigen zu machen pflegen, welche aus dem Bürger- in den Adelstand erhoben worden.

Er dachte nur bloß an die Versorgung seiner Vettern, wenn er an seiner Kolbe einen günstigen Stern erblickte. Denn wenn er nun endlich eine Universalmonarchie zu Stande gebracht, wollte er seinen alten Vetter zum Oberlandfischmeister, dessen ältesten Sohn zum Generalfeldmarschall und dessen jüngern Bruder zum Oberlandjägermeister machen. Ehe aber diese glückliche Periode sich ereignete, mußte es damit noch Anstand haben.

Niemand konnte bey meinem Manne Anspruch auf wahre Freundschaft machen, der nicht ein Liebhaber der geheimen Kunst war. Hingegen stand unser Haus allen herumfliegenden Goldkäfern, verführerischen Proceßkrämern, offenbaren Spitzbuben und zerlumpten Landläufern Tag und Nacht dergestalt offen, daß man es spöttlich nicht anders als die große Alchymistenherberge zu nennen pflegte.

Dieß

Dieß allgemeine Gerücht, daß in unserm Hause alle sogenannte Goldmacher gern und willig aufgenommen wurden, zog denn auch einen wahren Adepten und Philosophen in unser Haus. Dieser vortreffliche Mann hatte bey seiner Durchreise, und sonst überall von meinem Gemahl, dem Herrn Baron von *** sehr viel gehört. Es war ihm nicht unbekannt, daß sich bey ihm viele Goldmacher einfanden, sich es bey ihm wohl schmecken ließen, und, so bald sie merkten, daß ihre Betrügerey entdeckt werden könnte, davon giengen, nachdem sie ihn um viel Geld betrogen. Diese Erzählungen hörte er von solchen Leuten, die keine Freunde der Goldmacherkunst waren, und meinen Mann in allem Ernst bedauerten, daß er in die Hände solcher Betrüger gerathen war.

Dieß brachte ihn zu dem Entschlusse, meinen Gemahl zu besuchen; bey seiner Anmeldung mußte der Bediente sagen, daß dessen Herr, als ein besonderer Liebhaber und Verehrer des großen Werks, gern das Glück haben möchte, dem Herrn Baron einen Theil seiner in vielen Ländern erworbenen Kenntnisse ohne Entgeld mitzutheilen.

Mit

Mir und meinem Manne war ein solches Kompliment höchst unerwartet, und um so eher wurde der Besuch eines Mannes angenommen, der so viel Großes zu versprechen schien. Kaum war der Bediente mit einem Gegenkompliment abgesandt, als ich einen betagten Mann auf der Zugbrücke erblickte, der mit starken Schritten unserm Schlosse sich näherte.

Der Fremde hatte ein so ehrwürdiges Ansehen, daß ich nicht umhin konnte, ihm entgegen zu gehen, indessen mein Gemahl in seinem Laboratorium beschäftigt war. Allein ich war wie vom Blitz gerührt, als dieser ehrwürdige Mann, so bald er mich erblickte, wie versteinert da stand und nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte, nehmlich entweder umzukehren, oder ins Schloß herein zu gehen. Noch befremdender aber war es mir, als er mich mit der größten Ehrerbietung folgendergestalt anredete:

Ew. Excellenz dürfen sich nicht wundern, daß ich Ihnen nicht gleich meine tiefe Schuldigkeit bezeugte. Mein augenblickliches Schweigen rührte bloß von der Ueberraschung her, so ganz unerwartet eine bezäubernde Schönheit

vor mir zu sehen. Diese blendete meine Augen, und die aus ihren Augen hervorstrahlende Tugend lähmte meine Zunge. Wenn ich anders für dieß Verbrechen vor Ew. Excellenz Gnade hoffen kann, so werde ich mich bemühen, diesen Fehler auf eine andere Art wieder gut zu machen und Dero unterthänigster Knecht bleiben.

Dieß ganz unerwartete Kompliment konnte ich nur kurz beantworten, indem ich ihm zugleich meinen Arm reichte, und so kamen wir beyde, ich von ihm geführt, in das Zimmer meines Gemahls. Jetzt betrachtete ich erst unsern Philosophen, der während des Gehens mir einen sehr merklichen Händedruck gegeben, etwas genauer, ob ich nicht diesen Mann irgendwo bereits gesehen hätte. Allein ich mochte ihn noch so genau betrachten, ich wußte immer nicht, wo ich ihn hinbringen sollte. Sprache, Ton der Stimme und Ausdruck schien ich irgend einmal wo gehört zu haben, allein Person und Gesicht schien mir völlig fremd zu seyn.

Sein übrigens wohlgebildetes Gesicht zeigte eine überaus kurze und runzliche Stirne, ziemlich graue und abhangende Augenbraunen,

doch

doch schöne und lebhafte Augen, nebst einer wohl proportionirten Nase und mäßigen Mund, der zwar sehr blaß, aber mit vortrefflichen Zähnen versehen war, die Backen waren runzlich und das ganze Gesicht sah sehr schwärzlich aus.

Kaum fieng der Fremde mit meinem Gemahl sich zu unterhalten an, als mich alles entzückte, was er sagte, ob ich gleich bey weitem nicht alles verstand. Allein leider gab mir mein Gemahl sehr bald einen Wink, und ich verstand ihn sehr gut, nehmlich in die Küche zu gehen, um für unsern Gast ein gutes Essen bereiten zu helfen.

Zu dieser Arbeit gieng ich um so lieber, weil ich gern Ehre einlegen wollte, da mir dieser Gast wegen seines Verstandes und wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse so lieb geworden war. Gerade als ich im Begriff war, ließ sich der berühmte Baron von L*** bey uns melden. Er wurde angenommen und vermehrte dadurch unsere Tischgesellschaft auf eine sehr angenehme Art.

Dieser Baron war ein Universitätsfreund von meinem Gemahl, und ward von ihm, da er ihn so lange nicht gesehen, mit tausend Um-

drmungen empfangen. Es war mir eine ganz außerordentliche Freude, die Unterredungen dieser beyden einsichtsvollen Freunde anhören zu dürfen. In den drey bis vier Stunden lernte ich aus ihren Gesprächen mehr, als ich von allen meinem Bücherlesen und meinen sämmtlichen Lehrmeistern gelernt hatte. Es that mir leid, daß dieser Baron uns noch denselben Tag verließ, und auch nicht eine einzige Nacht bey uns bleiben wollte.

Der mir unbekannte Alte ließ sich aber doch von mir erbitten, länger als ein paar Tage bey uns zu bleiben. Das erste, was mein Mann that, bestand darin, unsern liebenswürdigen Fremden in sein Laboratorium zu bringen und ihm da alle seine Herrlichkeiten zu zeigen. Allein nach der Zurückkunft in unser Wohnzimmer hielt der Alte eine sehr eindringende Rede an meinen Gemahl, worin er ihm mit den triftigsten Gründen zeigte, daß er von den Goldmachern auf eine schändliche Art wäre betrogen worden, und nie auf die Weise seinen Zweck erreichen würde. Er warnte ihn, daß er sich vornehmlich vor einem gewissen Prozeß in Acht nehmen möchte, weil dabey

sein

sein Leben sehr leicht in Gefahr kommen könnte.

Dieser gute Rath kam freylich nicht zu spät, allein er wurde leider von meinem nur zu leichtgläubigen Manne nicht benutzt. Gerade um diese Zeit kamen zwey elende Landstreicher zu ihm, welche ihm jenen Prozeß anriethen, und dabey nicht unterließen, gerade den Mann, der ihn dafür gewarnt hatte, auf die schändlichste Art zu verleumden. Mein Mann unterzog sich dieser giftigen Arbeit um so lieber, da sie ihm, nach der Vorspiegelung der Betrüger, so herrliche Früchte versprach. Einmal bließ mein Mann das Kohlenfeuer so heftig an, daß das Gefäß mit den Ingredienzen dergestalt zersprang, daß wir den Knall davon wie einen Donnerknall hören konnten.

Dieses fürchterliche Krachen konnte ich in meinem Zimmer sehr deutlich hören, wollte sogleich ins Laboratorium laufen, weil es von dorther zu kommen schien. Unser ehrwürdiger Alte hielt mich aber davon ab, indem er mich dringend bat, nur noch wenige Augenblicke zu warten, bis der tödtliche Rauch aus dem zersprungenen Glase sich etwas verzogen hätte.

Einer

Einer von unsern vorwitzigen Leuten lief doch hin, um das, was geschehen war, in Augenschein zu nehmen. Wir folgten bald nach, und sahen mit Entsetzen meinen Gemahl und dessen beyde schelmische Gehülfen entseelt zu Boden gestreckt. Der neugierige Bediente lag ebenfalls wie todt auf der Erde, wurde aber von dem Alten durch ein rothbraunes Pulver, das er bereits zu sich gesteckt hatte, wieder ins Leben zurück gebracht.

Der Alte suchte mich aufzurichten über meinen erlittenen Verlust, indem er unter andern zu mir die merkwürdigen Worte sagte: Trösten Sie sich, gnädige Frau, murren Sie nicht über die weisen Verfügungen der göttlichen Vorsehung. Vielleicht ist diese schnelle Abforderung Ihres Gemahls nur darum erfolgt, daß Sie nach so vielen mißglückten Verheyrathungen endlich den zum Gemahl bekommen sollen, der Ihre Verdienste nach Würden schätzen und Sie endlich einmal glücklich machen wird.

Meine Mutter trat gerade jetzt ins Zimmer, und ihre Gegenwart ersparte mir keine geringe Verwirrung, die ich ohne dem nicht sogleich hätte verbergen können. Ich dachte

vor=

vornehmlich über die letzten Worte lange nach, so, daß ich gar nicht auf das hörte, was meine Mutter zu mir sagte. Erst als sie mich bey der Hand nahm, und mich wegen dieses unerwarteten Trauerfalls zu trösten suchte, erwachte ich gleichsam aus einem tiefen Schlafe.

Ach! ja — rief ich aus — beste Mutter! Friedrich, Friedrich wird mich endlich glücklich machen!

Meine Mutter schien darüber bestürzt zu seyn. Der Alte sagte: Amen! Amen! Der redliche Friedrich mache Sie endlich glücklich!

Dieß machte mich noch bestürzter. Ist der Alte etwan ein Engel, der in menschlicher Gestalt zu dir redet — dachte ich. Er besitzt solche hohe Weisheit, und verborgene Dinge, die ich allein weis, sind ihm bekannt.

Der Fremde merkte meine Rührung, die sich durch eine ungewöhnliche Röthe auf meinem Gesichte zeigte, brach ab, und sprach von andern Dingen. Er meynte, man müßte den Leichnam meines Gemahls und die todten Körper der beyden andern Unglücklichen an einen andern Ort bringen, und dann zu ihrer Beerdigung Anstalten treffen.

Ich bat ihn daher, daß er meiner Mutter indessen Gesellschaft leisten möchte, damit ich die nöthigen Vorkehrungen dazu treffen könnte; allein er stellte mir vor, daß ich mich diesen vergifteten Körpern gar nicht nähern möchte, er wollte für alles sorgen, und ich sollte mit seinen Anordnungen gewiß zufrieden seyn. Ich machte zwar dagegen einige kleine Einwendungen, ließ mir aber doch endlich sein Anerbieten gefallen, weil er mich wiederholentlich darum bat.

Mit seinen Anstalten war ich vollkommen zufrieden. Meine Mutter freuete sich, daß dieser ihr ebenfalls schätzbare Mann gerade zu einer Zeit zu uns gekommen sey, wo er uns so viele Dienste leisten und durch seinen lehrreichen Umgang uns die Zeit angenehm vertreiben konnte.

Indessen sorgte der Koch für ein gutes Abendessen, und wir konnten uns bey der Zurückkunft des Alten an den Tisch setzen. Ich ließ von meinem besten Weine auftragen, um unsern Gast aufzumuntern. Er schien vergnügter und aufgeweckter zu seyn, als in den vorigen Tagen. So wie wir einige Gläser Wein getrunken hatten, schienen wir unsere Trau-

rigkeit zu vergessen, und unsere Unterredungen fiengen an munterer zu werden. Unser Gast machte uns das Vergnügen, mit seinen Reisen nach Holland, England, Frankreich, Spanien und Portugall, auch nach Italien zu unterhalten. Es war eine Wollust, ihn erzählen zu hören, von den verschiedenen Karaktern der Menschen, von den Natur- und Kunstprodukten der Länder und von besondern Privatumständen merkwürdiger Menschen.

Alle diese Reisen hatte er in Gesellschaft des vortrefflichen Edelmanns Friedrich Kasimir von ***, den meine Leser aus dem Anfange dieser Geschichte bereits kennen, gemacht. Dieser redliche Freund wäre ihm, wie er sagte, doppelt angenehm gewesen, weil er ihm soviel Gutes von mir gesagt hätte.

Er bat sich ein großes Glas aus, das er, ungeachtet seines hohen Alters, auf dessen Wohlseyn ausleeren wollte.

Er soll leben — sagte er — und auch Sie, meine Gnädige, sollen leben, setzte er hinzu. Er trank das Glas bis auf den letzten Tropfen aus, füllte es wieder und überreichte es mir, nachdem er etwas von dem braunen Pulver hinein geworfen hatte, mit

der Erinnerung, daß ich es nun ebenfalls aus-leeren möchte.

Ich entschuldigte mich, so gut als ich konnte, daß ich keinem Manne Bescheid zu thun gewohnt wäre, wenigstens nicht in einem solchen vollen Maaße. Aber Bescheid wollte ich einem so lieben Gaste recht gerne thun, doch in einer kleinen Quantität. Ich würde also, mit seiner Erlaubniß, diese mir zugedachte Portion mit meiner Mutter und Tochter theilen.

Allein unser Gast war damit nicht zufrieden, und erinnerte wiederholentlich, daß mir selbst diese Portion allein getrunken keinen Schaden thun würde. Und so leerte ich es denn, auf seine Verantwortung, nach und nach aus. Keine Nacht habe ich vielleicht besser, vergnügter und ruhiger geschlafen, als diese.

Früh am andern Morgen wurde in einer dazu von uns eröffneten Session beschlossen, daß die beyden verunglückten Goldmacher ganz in der Stille in der Nacht begraben werden sollten. Mein Gemahl wurde den darauf folgenden Sonntag ohne überflüssige Pracht den Abend in der Kirche beygesetzt. Dem Herkommen nach wurde ihm von unserm ge-

schickten Pfarrer eine erbauliche Gedächtniß-predigt gehalten.

Einige Tage nach dem Begräbniß machte unser vortrefflicher Gast Miene, als wenn er uns verlassen und nun seinen Stab weiter fortsetzen wollte. Mir gieng es nahe, daß ein Mann mich so bald verlassen wollte, dessen Umgang mir so schätzbar war. Ich betrübte mich darüber so sehr, daß mir weder Essen noch Trinken schmeckte, und ich wirklich Gefahr laufen mußte, in eine gefährliche Krankheit zu fallen.

Als der ehrwürdige Alte dieß merkte, redete er mit mir in dem freundschaftlichsten Tone, und sprach mir Trost zu, daß ich mich über seine Abreise nicht so sehr betrüben dürfte, und nur dieß einzige bedenken sollte, daß ich ja ohne viele Umstände den weit angenehmern Umgang junger Herren von Adel genießen könnte. Sein hohes Alter und noch einige andere Umstände, die er nicht eigentlich angeben könnte, verdienten gar nicht, daß eine Dame von meinem Stande und von meinen Verdiensten sich um die Entbehrung des Umgangs eines solchen Mannes nur den geringsten

Kum-

Kummer mache. Wenn ich aber einmal an seinen Unterredungen Gefallen fände, so versprāche er mir, mich nicht eher zu verlassen, bis er mir die Gesellschaft seines wahren Freundes, des Herrn Friedrich Casimir von *** verschafft hätte.

Meine Antwort war: Für Ihr gütiges Anerbieten bin ich Ihnen sehr verbunden und gestehe gern, daß mir der lehrreiche Umgang des Herrn von *** sehr angenehm ist, doch würde meine Freude erst recht groß seyn, wenn mir das Glück beschert seyn sollte, beyde Herren um mich sehen zu können.

Er antwortete in scherzendem Tone: Ei! ei! die Vielmännerey ist unter den Christen eben so gut als die Vielweiberey verboten, Sie müssen sich daher schlechterdings nur mit einem begnügen, zumal da es schlechterdings unmöglich ist, daß ich mit dem genannten Herrn zugleich meine Aufwartung bey Ihnen machen kann. Aber er wollte einmal seine geheime Kunst befragen, und sich alle Mühe geben, ob er nicht im Stande wäre, beyde zusammen zu schmelzen und eine Person daraus zu machen, in welchem Falle es mir frey stünde, ob ich lieber

des Herrn von *** oder seine eigne äußerliche Figur besitzen wollte.

Ein solches Anerbieten konnte ich für weiter nichts als Scherz halten und sagte lachend, daß ich wohl eine solche schwere Verwandelung von seiner künstlichen Hand sehen möchte, wünschte aber doch, wenn einmal seine Wissenschaft und Kunst so groß wäre, daß das Bildniß des Herrn Friedrich Casimirs von *** eingegossen seyn möchte, indem ich nicht zweifeln könnte, ob er gleich selbst älter geworden, seine Tugenden und Talente mit den Jahren einen sehr großen Zuwachs müßten erlangt haben.

Hieraus sehe ich — fiel er ein — daß das Andenken dieses Herrn in Ihrem Herzen noch nicht erloschen ist. Ich werde also mein Versprechen gewiß erfüllen, und zur rechten Zeit aus diesen beyden Personen verabredeter Weise nur eine machen.

So ernsthaft er dieß auch vorzubringen wußte, hielt ich die ganze Sache doch für einen bloßen Scherz. Ich erinnerte ihn daher mehrmalen an sein Versprechen, indem ich nicht wußte, wenn die rechte Zeit da wäre, wo er dasselbe zu erfüllen gedächte. Es wa-

ren indessen nur noch drey Monate von meinem Trauerjahre übrig, als ich ihn gerade zu einer Zeit abermals an sein Versprechen erinnerte, da er in dem Zimmer meiner lieben Tochter war, und ihr, wie gewöhnlich, Unterricht ertheilte.

Dießmal stand er von seinem Sitze auf und sagte: Wohlan, gnädige Frau! jetzt scheint es mir hohe Zeit zu seyn, mein Versprechen zu erfüllen. Doch ehe ich zu diesem geheimnißvollen Werke schreite, muß ich Sie um die Erfüllung dreyer Dinge bitten. Erstlich fragen Sie mich ja nicht, wo ich den zu dieser Operation so nöthigen Friedrich Casimir herbekomme. Zweytens bitte ich um die Anschaffung zweyer Schmelztiegel von der Größe, daß ein Mann bequem darin sitzen kann. Drittens müssen Sie mir einen Eid schwören, daß Sie nebst Ihrer Frau Mama und Fräulein Tochter während der Operation zum Fenster hinaussehen wollen, bis ich mir die Freyheit nehme, Sie zur Besichtigung meiner neuen Geburt einzuladen.

Hatte ich noch nicht gelacht, so mußte ich jetzt aus vollem Halse lachen. Ich gieng alle Bedingungen mit Vergnügen ein, und war

begie-

begierig, wie diese für mich so äußerst interessante Sache ablaufen würde, indem ich nicht begreifen konnte, was dieser kluge Mann für einen sinnreichen Possen spielen wollte.

Nach einigen Wochen kamen die bestellten Schmelztiegel an, und ich meldete ihre Ankunft meinem Gast mit einer Freude, die sich kaum denken läßt, lachte aber dabey wieder so viel, als ich lange nicht gelacht hatte.

Nächstens werden Sie noch mehr lachen, als Sie vielleicht nicht denken mögen.

Bisher hielt ich alles, was er über diese Sache gesagt, für einen bloßen Scherz: als er aber selbst diese Tiegel in Augenschein nahm, sie in unsern großen gepflasterten Speisesaal bringen und zur Feuerung die nöthigen Anstalten treffen ließ, wußte ich wirklich nicht, was ich dazu sagen sollte. So viel wußte ich freylich ganz gewiß, daß die angebliche Umschmelzung ganz unmöglich wäre und nur zu einem Vorwande dienen sollte; allein ich konnte doch noch nicht einsehen, wohin er eigentlich hinaus wollte.

Allein unser Gast blieb immer dabey, daß eine wirkliche Umgießung im Werke wäre, und scherzte mit uns den ganzen Abend bey

Tische

Tische darüber. Er trank unsere und der bevorstehenden neuen Erscheinung Gesundheit, so, daß ich mich wundern mußte, wie ein so alter Mann so viel vertragen könnte.

Wir giengen spät zu Bette, ich wahrlich mit einem schweren Herzen, da ich am nächsten Morgen so viel Neues erfahren sollte. Ehe aber unser alter, ehrwürdiger Gast zu Bette gieng, schickte er seinen vertrauten Bedienten zu Pferde nach Breslau, ihm einen Koffer mit Extrapostpferden unverzüglich zu holen. Dieser kam erst gegen Mittag bey uns an. Der Koffer wurde in den großen Speisesaal gebracht. Hierauf nahm unser liebe Gast mich und meine Tochter bey der Hand und führte uns in gedachtes Zimmer, ließ auch zugleich meine liebe Mutter bitten, daß sie sich ebenfalls dahin verfügen möchte. Nachdem wir mit seinem Diener im Saale waren, verschloß er selbst die Thüren und nahm von uns allen dreyen die Versicherung, und zwar bey unserer Ehre und Gewissen, uns nicht eher umzusehen, als bis eine Stimme der seinigen ähnlich uns dazu einladen würde.

Nun trat er mit seinem Bedienten hinter eine Spanische Wand, die vor gemeldeten

Tie-

Tiegel stand. Bald nachher hörten wir ein großes Getöse von Beilhieben, so daß man nicht anders denken mußte, als wenn ein paar Schlächter hinter der Wand ständen, und ein Stück ausgeschlachtetes Vieh zum Verkauf zertheilen wollten.

Wir wußten nicht, was wir aus diesem vermeynten Scherz machen sollten. Meine Mutter und Tochter glaubten in allem Ernste, daß der Bediente seinen Herrn, auf dessen Befehl, wirklich in Stücken zerlegt, und zur Umschmelzung in die Tiegel geworfen hätte, vornehmlich, da er bald nachher die glühenden Kohlen sehr stark anbließ.

Ich hielt diese Sache, so wahrscheinlich sie auch zu seyn schien, durchaus für unmöglich, und um so eher hätte ich die eigentliche Beschaffenheit gern erfahren mögen, daß ich beynahe meinem weiblichen Vorwitz den Zügel hätte schießen lassen und mein gegebenes Wort gebrochen hätte.

Allein, meine Ehre war mir doch zu lieb, daß ich sie auf Kosten der Befriedigung meiner Neugierde hätte brechen wollen. Ich hielt ehrlich aus, bis nach Verlauf einer halben Stunde der Schirm weggenommen wurde, und ich folgende Stimme, nehmlich die

ver-

vermeinte Stimme des Alten ganz deutlich hören konnte.

Nun meine Damen, hier sehen sie ihren unterthänigsten Knecht, Friedrich Kasimir von *** zu Dero Füßen. In Wahrheit, ich halte mich heute für völlig neugebohren, da ich mir jetzt schmeicheln darf, daß ihnen meine Gegenwart nicht ganz unangenehm seyn wird. Gesegnet sey die heilige Kunst, die mich in diesen längst gewünschten und höchst glücklichen Zustand versetzt hat! Ach, gnädige Frau, wie viele Jahre habe ich nach dieser erfreulichen Stunde umsonst geseufzt, und ...

Bey diesen Worten stiegen ihm die Thränen in die Augen, wie mir hernach meine Tochter erzählte, so daß er weiter kein Wort vorbringen konnte. Ich aber fiel bey Erblickung solcher erstaunenswürdiger Dinge, in Ohnmacht, so daß man alle Mühe hatte, mich wieder zum Leben zurückzubringen.

Nachdem wir uns wieder von der Bestürzung erholt hatten, konnten wir nicht müde werden, uns einander anzusehen, und die Wünsche und Gedanken unsers Herzens uns zu entdecken. Meine hungrige Tochter würde es gern gesehen haben, wenn unsere Herzens-

ergießungen erst an der wohlbesetzten Tafel geschehen wären.

Allein, niemand meiner Leser wird es mir verargen, wenn ich über einen so unerwarteten Anblick einer mir so geliebten Person etwas bestürzt wurde, und eine Zeitlang den Gebrauch meiner Sinne darüber verlohr.

Der weise Alte, den wir gleich besser kennen lernen werden, versprach mir, denjenigen zu zeigen, von dem ich meine ganze Glückseligkeit in diesem Leben erwartete, und zwar durch ein Mittel, das ich geradezu für unmöglich hielt. Die dazu gemachten Anstalten schienen mir ein bloßes Gaukelspiel zu seyn, ich mußte nothwendig in Furcht und Angst gerathen, als ich und meine Mutter und Tochter, wirklich einen Körper hinter dem Schirm in Stücken hauen hörten, und bald nachher einen wohlgebildeten Edelmann, noch in seinen besten Jahren, erblickten, den ich sogleich für meinen Friedrich Casimir von *** erkannte, aber mit dem würdigen Alten einerley Stimme und Sprache hatte. Dergleichen seltsame und ungewöhnliche Begebenheiten müssen selbst einen beherzten Mann in Furcht jagen.

Aber doch war alles dieß nichts weniger als Hexerey, sondern ein bloßes Possenspiel, das ein gewöhnlicher Taschenspieler mit leichter Mühe bewerkstelligen würde. Nachdem wir uns insgesamt von unserer Bestürzung etwas erholt hatten, erzählte mir mein lieber Friedrich, wie er auf seiner letzten Reise nach Frankreich zu Grenoble einen Künstler angetroffen, von dem er die bisher getragene Maske gegen ein anderes Kunststück bekommen, und über neun Jahr an seinem Leibe gehabt.

Er bat uns hierauf, an den großen Tiegel zu treten, und die nunmehr abgestreifte Haut, die er von seinem Diener ausbreiten ließ, näher in Augenschein nehmen, weil wir so etwas noch nie gesehen, vielleicht auch künftig nicht so leicht wieder sehen würden.

Es war dieß eine bloße Menschenhaut, die gedachter Meister durch einen besondern Kunstgriff mit Haar, Bart und so weiter einem todten Körper abgezogen, und so geschickt zugerichtet hatte, daß man solche einem jeden mittelmäßigen Leibe anlegen, und vermittelst einer gewissen Masse so fest ankleben konnte, daß man solche nicht anders als durch heißgemachte Tücher wieder abzunehmen im Stan-

de

de war. Zu dem Ende hatte mein lieber Friedrich die heißen Kohlen in den Eßsaal bringen und seine künstliche Bekleidung damit losmachen lassen. Die Tiegel waren nur zum Schein dahin gebracht worden, und der zerhauene Körper, welcher sonst einem Dannhirschchen zugehört, hatte bey dieser Operation weiter nichts zu thun, als daß er unserer Einbildungskraft ein wenig zu schaffen geben, und auf den Abend seinen Rücken zum Braten auf unserer Tafel liefern sollte.

Es läßt sich vermuthen, daß wir beim Essen uns über diese Geschichte lustig gemacht und recht herzlich gelacht haben; allein niemand wird sich einbilden, daß ich noch diesen Abend mit meinem theuren Friedrich, in Gegenwart meiner Mutter und Tochter und unsers rechtschaffenen Predigers, Verlöbniß gehalten. Gerade bey der Gelegenheit, als er verschiedenes von seinen langen Reisen erzählte, und unter andern anführte, wie manche annehmliche Parthie in und außer Deutschland ihm angetragen, aber alle bloß aus dem Grunde ausgeschlagen hätte, weil niemand von den ihm in Vorschlag gebrachten Frauenzimmern

seiner besten Friedericke Willhelmine weder an Schönheit noch an Verdiensten gleich käme.

Ueber dieß unverdiente Lob, das er mir beylegte, sowohl, als über seine unglaubliche Bescheidenheit im Lieben, wurde ich dergestalt beschämt, daß ich eine gute Weile kein Wort sprechen, auch nicht einmal meine Augen aufschlagen konnte. Als er aber auf meine Gesundheit ein Glas Wein ausgetrunken, so fragte ich ihn, ob er jetzt noch eben so gesinnt sey, als vordem.

Auch im Grabe werde ich Ihnen treu bleiben — gab er mir zur Antwort — selbst dann noch, wenn Sie noch diesen Abend zu einer anderweitigen Heirath schreiten sollten.

Da unsere Herzen uns beiderseits liebten, so trug ich kein Bedenken weiter, mich zu entschließen, einem Manne meine Hand und mein Herz zu geben, der das letztere schon längst völlig besessen hatte.

Ich reichte ihm hierauf meine Hand und sagte: Ihre unveränderliche und beständige Treue, einer Frau, die schon altert, verdiente noch etwas mehreres, daher gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Ihr langes Warten Sie nie gereuen soll. Ich werde mich wenigstens bemühen, durch meine immerwährende eheli-

che Zuneigung die Aufopferungen zu verdienen suchen, die sie um meinetwillen gehabt.

Ich mag deßwegen nicht die Antwort meines Geliebten wiederholen, weil, wenn er diese Geschichte noch gedruckt lesen sollte, er darüber leicht schaamroth werden könnte. Ich trat folglich in

## Die achte Ehe.

Sobald nehmlich mein Trauerjahr zurückgelegt war, machten wir Anstalten zu unserer Trauung. Die Vermählungsfeyerlichkeit geschah ohne viele Pracht, wir hatten die nächsten Anverwandten und nur wenig erprobte Freunde und Freundinnen dazu eingeladen.

Sonderbar war es, daß während der Kopulation ein ehemals gehabter Traum mir plötzlich beyfiel, die Thränen traten mir darüber in die Augen, so daß der fromme Priester nicht wenig bestürzt wurde. Selbst mein Bräutigam äußerte darüber eine sichtbare Unruhe, welche ich ihm aber, da wir einander die Hände gaben, durch ein sanftes Händedrücken zu benehmen wußte.

Dieser mein Ehegemahl war bereits funfzig Jahr alt, als ich mich mit ihm vermählte,

ob er gleich erst vierzig zu seyn schien. Gegenwärtig in seinem fünf und neunzigsten Jahre ist er noch ganz grade, munter und lebhaft. Von Gesicht ist er so schön, als der schönste Mann, der keinem Frauenzimmer ähnlich seyn soll. In Ansehung seiner Statur gehört er unter die mittelmäßigen Männer, und ist dabey etwas untersetzt. Seine bräunlichen Augen haben selbst bey seinem hohen Alter noch nicht ihren jugendlichen Glanz verlohren, die übrigen Theile des Gesichts stehen in dem richtigsten schönsten Verhältnisse.

Die Eigenschaften seiner Seele sind so rein und vortrefflich, daß man ihn sicher zu den besten Menschen rechnen kann. Von Jugend auf wurde er unter den Augen seiner tugendhaften Eltern erzogen, und seine vortrefflichen Lehrer gaben sich alle Mühe, ihn vor den Lastern zu bewahren, und so besuchte er unverdorben die Universität Leipzig. Hier hatte er das Glück, mit Jünglingen in Bekanntschaft zu gerathen, die eben so gesinnt waren, als er.

Was sein Geschlecht anbetrifft, ist dasselbe eins von den allerältesten in Deutschland.

Von seiner Familie giengen mehrere nach dem gelobten Lande mit der sogenannten Kreuzarmee. Vornehmlich zeichnete sich einer von denselben Namens Robert aus, der unter dem französischen Könige Ludwig dem Neunten diente. Zweymal rettete derselbe seinem Monarchen das Leben, wurde aber doch zuletzt mit dem Könige von den Sarazenen gefangen genommen. Der König wurde zwar mit seinen Begleitern nach einiger Zeit aus der Gefangenschaft befreyet, allein die letztern hatten ihr Gesicht verlohren, indem man sie gleich im Anfange ihrer Gefangenschaft blendete.

So alt und berühmt auch sein Geschlecht war, so wenig bildete er sich auf diese Abstammung etwas ein, und das, was man Ahnenstolz nennet, hatte bey ihm gar keinen Sinn, und war weit entfernt von dem thörigten Wahn derer, die auf eine so unverdiente Ehre alles setzen, und jeden Edelmann verachten, der nicht so viele Ahnen aufweisen kann als sie.

Er ist ein wirklicher Gelehrter, und weis jeden wahren Gelehrten nach Würden zu schätzen. Er bildete sich aber auf seine erlang-

ten

ten Kenntnisse nichts ein, sondern überließ diesen Dünkel gern solchen, die nichts weniger als wahre Gelehrten sind.

Allein er schätzt es sich für die größte Ehre, daß er unter den wahren Gelehrten, folglich unter den alleredelsten Menschen, mit Recht einen Platz einnehmen darf. Er kann alle europäische Sprachen so gut wie seine deutsche Muttersprache fertig sprechen und zierlich schreiben, ja er versteht sogar neben der lateinischen und griechischen Sprache auch die arabische, syrische, chaldäische und hebräische so vollkommen, als sie mancher Professor der morgenländischen Sprachen nicht verstehen mag.

Er hielt nicht viel von der spekulativen Philosophie, aber eine gereinigte Philosophie des Lebens war ihm das schätzbarste Gut auf dieser Welt. Den gesellschaftlichen Umgang würzte er mit ihren vortrefflichen Lehren, ohne daß er ein Moralprediger zu seyn schien.

In der alten, mittlern und neuen Geschichte war er sehr bewandert, wobey ihm sein vortreffliches Gedächtniß sehr gute Dienste leistete. Auf Reisen hatte er seine Kenntniß vermehrt, und sich so viele Erfahrungen

gesammlet, die ihm sein ganzes Leben durch sehr viele nützliche Dienste leisteten.

Diese Wissenschaft war nächst der Mathematik gerade die, woraus er am meisten machte. Indessen fehlte es ihm nicht an Kenntnissen der Arzneykunde, der Theologie, Jurisprudenz, der Naturlehre und verwandten Wissenschaften.

Er besaß vornehmlich in der Medizin gewisse Arcana, die er sehr hoch schätzte, weil er die heilsamen Wirkungen dieser Arzneymittel aus Erfahrung kannte. Bey seinem Aufenthalte in Frankreich machte er mit einem alten Philosophen Bekanntschaft, der ihm dieß Universalmittel kommunicirte, welches bey allen Krankheiten ganz ausnehmende Dienste leistete.

Diese Geschichte, wie mein Mann mit diesem Philosophen in Bekanntschaft gerieth, ist zu merkwürdig, als daß sie nicht hier einen Platz einnehmen sollte; vornehmlich welches die Veranlassung war, wie er zu dieser wundervollen Arzney gelangte.

Nicht lange war er mit diesem Philosophen bekannt, als er ihn einmal zu einer Jagdparthie einladete. Er gieng den Abend spät mit meinem Gemahl aus seiner Wohnung, trug selbst die Jagdgeräthschaften, und gab meinem Vater den Rath, keinen Menschen anzusehen, und fleißig zu Gott zu bethen. Sie waren etwan zweytausend Schritte gegangen, und dem Walde schon sehr nahe, als den Philosophen ein so großer Durst überfiel, daß er meinen Mann bat, mit ihm in das nächste Wirthshaus zu gehen, um mit ihm ein Glas Wein zu trinken. Mein Mann ließ sich das gerne gefallen, sie giengen hinein, ließen sich eine Flasche Wein geben, und vertieften sich dergestalt, indem sie von himmlischen und verborgenen Dingen sprachen, daß der schläfrige Hausknecht sie ans Aufbrechen erinnerte, indem es bereits zwey Uhr nach Mitternacht sey.

Die beyden Gäste bezahlten also ihre Zeche, und machten sich davon in den vor ihnen liegenden Wald. Kaum hatten sie denselben betreten, und den Schöpfer aller Dinge um einen guten Fang angerufen, als der Alte

sein Netz auf philosophische Manier auswarf, und noch vor Tagesanbruch den größten und wunderbarsten Vogel fieng, der nur in der dortigen Gegend anzutreffen war.

Mein Gemahl betrachtete den Vogel, den sein Freund, der Gärtner, so fort ersticke, mit vieler Aufmerksamkeit, konnte aber an demselben durchaus nichts Wunderbares finden, so viel Rühmens der Besitzer desselben von ihm auch zu machen pflegte.

Der Philosoph merkte bald die Gedanken seines Freundes, und sagte zu demselben: Sie machen es warlich nicht um ein Haar besser, als der große Haufe, der oft den besten Menschen, so bald er in seinem Aeußern nichts Glänzendes hat, verachtet und gering schätzt. Allein Sie sollen bald überführt werden, wie sehr Sie sich geirrt haben.

Sie giengen nunmehr nach Hause, und kaum war der Philosoph in seiner Wohnung angelangt, als er den Wundervogel aus dem Netze herauszog, ihm die gröbsten Federn abpflückte, dann in ein gläsernes Gefäß steckte, dieß wohl verwahrte, und die übrigen Federn mit sammt dem Rumpf durch das allerstärkste

Licht

Licht und Feuer der Weisheit ganz und gar zerstörte.

Nach dieser Verrichtung ließ er den Körper des Vogels einige Tage über dem Feuer ruhn, und führte während der Zeit seinen Freund überall herum, sonderlich zu den schönsten Frauenzimmern, und zeigte ihm alle Herrlichkeiten der Welt, um zu sehen, ob er auch ein treuer Knecht Gottes bleiben würde, oder ob er sich von den Lüsten dieser Welt könnte verführen lassen. Als er ihn aber bewährt fand, zeigte er ihm, wie man aus dem Ueberreste dieses Vogels eine Kraftbrühe machen, und damit weiter verfahren sollte.

Zu dem Ende streuete er in das Gefäß eine verhältnißmäßige Quantität zerstoßener Pfefferkörner, ließ diese mit der ausgeflossenen Feuchtigkeit gelinde aufwallen, warf darauf ganz dünne geschlagenes Bley, schlug ein paar sehr hochgelbe Eyerdotter darein, und ließ alles mit einander nach der Regel kochen.

Hierauf nahm er verschiedene Blumen, that die ebenfalls in das Gefäß, rührte dieselbe zuweilen mit einer langen Pfauenfeder um, bis diese Blumen in eine meergrüne

Masse

Masse verwandelt wurden, über welche wunderbare Erscheinung sein Freund sich nicht genugsam wundern konnte.

Doch das größte Wunder erfolgte erst, indem diese grüne Suppe in der größten Sommerhitze, gerade über dem Feuer, in kurzer Zeit dergestalt mit einer Eisrinde belegt ward, daß kein Tropfen Salzwasser in der Masse zu finden war.

Als er über diese wunderbare Erscheinung mancherley Betrachtungen hatte, ward er urplötzlich durch ein neues Wunder überrascht, indem die Eisrinde, als von einem Erdbeben erschüttert, in Stücken zerborstete, und aus ihrem Abgrunde eine Menge der schönsten Perlen hervorwarf.

Der Philosoph nahm hierauf meinen Gemahl bey der Hand, und sagte zu ihm: Freund, wenn Sie in meine Fußtapfen treten, und ein rechtschaffener Weltweiser werden wollen, so müssen Sie sich niemals von den sichtbaren Dingen beherrschen lassen, weil diese veränderlich und so mancherley Zufällen unterworfen sind. Sind Ihnen gewisse äußere Gegenstände angenehm, so müssen Sie immer dabey beden-

bedenken, daß Sie diese angenehmen Dinge über kurz oder lang verlieren können. Erscheinen Ihnen aber diese Gegenstände von einer unangenehmen Seite, so müssen Sie ebenfalls bedenken, daß auch hier die Länge der Dinge sich verändern könnte. Mit einem Worte, ein wahrer Philosoph muß bey allen Gelegenheiten so unbeweglich seyn, als ein Fels.

Diese wohlmeynende Erinnerung, die mein Gemahl mit Freuden annahm, und sie tief in seinem Herzen verschloß, that ihm in der Folge sehr wichtige Dienste. Denn nach einigen Tagen sah er den wunderschönen Perlenhügel an vielen Orten mit Blut bespritzt, so daß er sich kaum fassen konnte, und voller Unwillen die philosophische Küche verließ.

Der Philosoph lachte über meines Gemahls Ungeduld, brachte ihm die erstere Lehre wieder ins Gedächtniß, führte ihn in mehrere Gesellschaften herum, und zeigte ihm denn nach einigen Tagen die Kraftsuppe von neuem, weit schöner als das erstemal.

Der wunderbare Glanz dieses Perlenschmucks hatte meinen Gemahl beynahe in eine zweyte Entzückung versetzt, wenn ihm nicht

sein

sein treuer Lehrmeister vorgestellt, daß das, was jetzt mit so vieler Herrlichkeit prangte, sehr bald ganz verändert da stehen würde. Die Vorhersagung traf auch zu, indem mein Gemahl nach einiger Zeit weiter nichts, als einen Haufen alter Bimssteine an der Stelle der schönen Perlenmilch erblickte.

Mein Gemahl war nun um so neugieriger, wie es endlich mit dieser Suppe noch gehen würde. Der Philosoph wartete indessen mit großem Fleiß sein Feuer ab, und sagte, daß er von ungeschmelzten Suppen nicht viel hielte. Er brachte hierauf bey einerley Feuer eine sehr schöne und hochgelbe Butter hinein, welche der besten Holländischen an Güte schwerlich etwas nachgab.

Mein Gemahl bekam zu dieser Suppe Appetit. Als dieß der Künstler merkte, sagte er zu ihm mit besonderer Freundlichkeit: daß er sich noch eine Weile mit Hüner- und Rindfleischsuppen begnügen sollte, denn diese müßte noch eine ganze Zeit kochen; denn sie könnte nicht eher eine gute Wirkung hervorbringen, bis sie wohl eingesotten, und zu der erforderlichen Dicke gelangt wäre.

Mit dieser Vertröstung mußte mein Gemahl zufrieden seyn, und indessen mit andern guten Suppen vorlieb nehmen, bis ihn sein Meister abermals in seine philosophische Küche führte, und ihm den glücklichen Beschluß seiner langweiligen Kochung zeigte.

Diese Kraftsuppe war nehmlich gegenwärtig in eine hochrothe Farbe verwandelt worden, worüber sich mein Gemahl abermals sehr wunderte. Der Philosoph kehrte sich daran nicht, sondern nahm sie, so bald sie zu einem sehr verdickten Saft geronnen war, vom Feuer weg, ließ sie erkalten, öffnete den andern Tag mit ein paar Hammerschlägen die Phiole, richtete seine ganz eingetrocknete Suppe auf einem Bogen Papier an. Er nahm ohngefähr einen Gran davon, warf ihn in einen wohl rectificirten Weingeist, löste solchen ohne viele Mühe auf, und sagte hierauf zu meinem Gemahl:

Morgen oder übermorgen sollen Sie die besondere Kraft dieser herrlichen Arzney versuchen, und die Wirkung derselben selbst erfahren.

Weil aber mein Gemahl eben so wenig, als sein Meister damals krank war, wurden

sie mit einander einig, zusammen eine kleine Reise nach Deutschland zu machen, und die unglaublichen Wirkungen dieses Wundermedikaments an verschiedenen Kranken zu versuchen.

Den andern Morgen reisten sie ab, und kamen nach zwey Tagen glücklich in Straßburg an. Hier machten sie gleich einen Versuch mit ihrer Arzney. Die Gattin ihres Wirths lag an einem hitzigen Fieber gefährlich krank, die Arzney that bey ihr solche Wirkung, daß sie schon den andern Mittag ihre Wohlthäter an der Tafel bedienen, und ein paar Gläser Wein auf die Gesundheit derselben ausleeren konnte.

Von hier giengen sie nach Frankfurt am Main, wo sie sich beynahe vier Wochen aufhielten. Hier kurirten sie einen General, der sieben bis acht Jahre das Podagra gehabt, dergestalt, daß er nie in der Folge nur die geringste Spur davon merkte.

Weit wichtiger war die Kur, welche der Philosoph an einer lungensüchtigen Gräfin zu Leipzig auf der Messe verrichtete. Diese Dame hatte bereits über ein Jahr Blut ausgeworfen, und war, da die berühmtesten Aerzte

ihr

ihr nicht helfen konnten, allgemein als eine nahe Candidatin des Todes gehalten worden. Einer von ihren Leuten, ein gebohrner Franzose, machte Bekanntschaft mit einem Bedienten von unsern Reisenden, und so kommen sie auch auf ihre Herrschaften zu sprechen. Auf die Art erfährt der Bediente des Philosophen die Krankheit der Gräfin, der dann sogleich seinem Kammeraden die außerordentliche Geschicklichkeit seines Herrn, die gefährlichsten Krankheiten leicht und schnell zu kuriren, mittheilt.

Der Bediente der Gräfin bat hierauf seinen Landsmann, daß er ihm doch erlauben möchte, eine solche angenehme Nachricht seinem äußerst betrübten Herrn zu hinterbringen, er könnte, im Fall die Kur glücklich von statten gienge, auf eine Belohnung Rechnung machen, die gewiß alle seine Erwartungen übertreffen würde.

Der Gräfin Diener hatte kaum die erbetene Erlaubniß erhalten, als er schnell nach Hause läuft. Er kömmt eben so schnell wieder zurückgelaufen in das Wirthshaus, wo

der andere Bediente noch bey Tische sitzt. In dem fröhlichsten Tone erzählt er, wie sein Herr über diese angenehme Nachricht außerordentlich vergnügt wäre, und in der Freude ihm allein einen Doppeldukaten, seinem Kammeraden aber ein Dutzend Speciesdukaten verehrt hätte, welche er ihm hiermit übergeben wolle. Doch wünschte sein Herr, daß, sobald er gegessen hätte, zu ihm kommen möchte, um den Herrn Grafen zu seinem Herrn zu begleiten. Der Bediente des Grafen versprach dieß gern zu thun, doch bat er ihn, ihm zu vergönnen, daß er erst seinem Herrn um dessen Erlaubniß ansprechen könnte.

Der Philosoph hörte den ganzen Antrag des Bedienten an, befahl ihm hierauf sein Kleid zu bringen, den französischen Bedienten im Vorbeygehen abzurufen, ihm aber zu sagen, daß er selbst sich die Ehre geben würde, dem Herrn Grafen aufzuwarten, um, wo möglich, dessen Frau Gemahlin, nächst Gott, schnelle Hülfe zu verschaffen.

Der Philosoph wird von dem Grafen auf das Beste empfangen, und von ihm bald dar-

auf in das Zimmer seiner kranken Gemahlin geführt. Der Philosoph setzt sich neben ihrem Bette nieder, sieht sie eine Weile starr an, fordert hierauf ein Glas reinen und unverfälschten Wein, ziehet ein flaches silbernes Fläschchen aus seiner Tasche hervor, gießt einen einzigen Tropfen in den ihr vorgesetzten Wein, reicht dieses Glas der schönen Patientin, mit der Bitte, es auszutrinken, und befiehlt hierauf ihren Leuten, die Kranke wohl zuzudecken, sie vier Stunden ruhen zu lassen, hierauf aber den ausgetriebenen Schweiß mit warmen Tüchern abzutrocknen, und die Dame dann in ein anderes wohl ausgewärmtes Bette zu legen und sie mit einer, guten, stärkenden Fleischbrühe zu erquicken.

Hierauf entfernte er sich aus dem Krankenzimmer mit dem Grafen, und wußte denselben mit so vielen angenehmen Gesprächen zu unterhalten, daß er es sich für ein wahres Glück schätzte, mit einem so rechtschaffenen Manne bekannt geworden zu seyn.

Nach zwey Stunden kam eine Kammerfrau mit weinenden Augen in das Zimmer des

Gra-

Grafen, mit der betrübten Nachricht: daß wenn er seine Gemahlin noch einmal sehen wollte, er eilen müßte, indem sie bereits in den letzten Zügen läge.

Der Graf erschrocken fliegt in das Zimmer seiner Gemahlin und findet die Nachricht der Kammerfrau leider bestätigt, indem ihm keine Hoffnung übrig zu bleiben scheint, seine geliebte Gemahlin aus den Armen des unerbittlichen Todes zu befreyen.

Er läßt den Philosophen unverzüglich rufen, empfängt ihn mit Schimpfworten, und bedroht sogar seinen unbekannten Wohlthäter mit dem Tode; kurz, er sagt ihm alles Empfindliche, was Wuth und Verzweiflung ihm nur eingeben können. Der Philosoph blieb sich ganz gleich, hörte alles mit Ruhe und Sanftmuth an, ohne nur eine Miene zu verziehen.

Indessen hatte die Patientin ihre Augen wieder aufgeschlagen, die Hand des bey ihr sitzenden Philosophen genommen und sie inbrünstig geküßt, und dabey zu verstehen gegeben,

ben, daß sie sich merklich gestärkt fühlte, und sich alle Hoffnung zu einer vollkommenen Genesung machen müßte.

Der Graf wünschte jetzt, das Geschehene, wozu ihn sein Zorn verleitete, wieder gut zu machen, und würde gern eine große Summe Geldes darum gegeben haben, wenn er sich dießmal nicht übereilt hätte. Er glaubte auch wirklich, mit einer Hand voll Dukaten den Fehler wieder gut zu machen, sah aber sehr bald, daß er mit einem Manne zu thun habe, dessen Ehre nicht für Geld feil war. Er bat ihm daher die Beleidigungen ab, und dankte für die Liebe und Freundschaft, die er ihm erwiesen.

Diese Behandlung des Grafen bestimmte den Philosophen, so bald die Kur der Gräfin völlig geendigt war, sich zu entfernen, ohne die ihm zugedachte Belohnung erst zu erwarten. Die beyden Reisenden begaben sich zurück nach Frankreich, wo der Philosoph nach einigen Jahren in den Armen meines Mannes im hundert und zwanzigsten Lebensalter verschied.

Die Bekanntschaft und genaue Freundschaft dieses würdigen Greises verschaffte meinem Manne sehr große und tiefe Einsichten und Kenntnisse, von denen die wenigsten Sterblichen etwas wissen. Er dankte Gott täglich für dieses ihm verliehene Gute, in dessen Besitz er sich befand, wonach so viele Menschen vergebens streben und nur so wenige wirklich erlangen.

Mit den mannigfaltigen nach und nach erworbenen Kenntnissen verband mein Gemahl eine ungeheuchelte Gottseligkeit, woraus eine Geistesruhe entstand, wie sie nur ein Sterblicher auf dieser Welt erlangen kann. Er verließ sich ganz auf die göttliche Vorsehung und deren weise Führungen.

Davon erfuhr ich ein sehr merkwürdiges Beyspiel bey dem Absterben unsers jüngsten Sohnes, den wir in unserm Alter mit einander gezeugt hatten, und ein Kind sehr guter Art und von großer Hoffnung war. Dieses mein liebes Kind wurde auf der Jagd von einem vornehmen Gaste unversehens durchschossen. Mein Mann verband den Unglücklichen

mit eigner Hand, sprach ihm Trost ein, ohne es sich merken zu lassen, daß nicht die geringste Hoffnung zum Leben übrig wäre. Und so verschied der junge Mensch den andern Tag, ohne die geringste Furcht vor dem Tode blicken zu lassen.

Diese Liebe zur Gottesfurcht machte meinen Mann deßwegen zu keinem Menschenfeinde. Er liebt noch jetzt in seinem fünf und neunzigsten Jahre einen freundlichen Umgang mit Personen aus allen Ständen. Er haßt auch nicht einmal diejenigen, die es öffentlich sagen, daß sie keine Christen sind, und sogar den moralischen Theil der Religion anzutasten suchen, er bethet für sie, er unterredet sich mit ihnen; allein nie wird er mit ihnen eine Freundschaft knüpfen, sie müßten sich denn bessern.

Alte Leute fliehen gewöhnlich die Reinlichkeit. Bey meinem lieben Manne ist dieß der Fall nicht, er hält sich in seiner Kleidung und Wäsche eben so sauber, als ein vier und zwanzigjähriger Cavalier. Er ißt an unserer wohl besetzten Tafel nur so viel, als er zur Stär-

kung und Erhaltung seiner Natür für nöthig findet. Eben so macht er es mit dem Trinken.

Unser Ehebette, das ich mit Recht das allerglücklichste nennen kann, hat er, meines Alters ungeachtet, fünfmal fruchtbar gemacht, und unsere kleine Familie mit zwey hübschen Töchtern und drey wohlgebildeten Söhnen vermehrt.

Erst bey diesem meinen Gemahl habe ich nach sieben wiederholten Versuchen erfahren, was wahre, eheliche Liebe sey. Bey den vorigen Männern mußte ich entweder über ihre viehische Geilheit seufzen, oder ihre offenbare Untüchtigkeit zum Ehestande ließ mich nicht die Annehmlichkeiten desselben genießen.

Er regiert unsere gesammte Haushaltung, die seit dreyßig Jahren in einer freyen Republik besteht, mit kluger Vorsicht. Er übereilt sich bey keiner Sache, und erwartet mit Gelassenheit den Ausgang. Wenn er Geld ausleihet, sieht er sich freylich vor, daß er mit redlichen Leuten zu thun habe; betrügt ihn aber einer oder der andere um das geliehene Geld,

so grämt er sich auch nicht darüber. Arme Leute finden an ihm einen großen Wohlthäter, allein er unterstützt nur solche Leute, von denen er überzeugt ist, daß sie seine Güte nicht mißbrauchen.

So macht er sich ein wahres Vergnügen daraus, junge Eheleute zu unterstützen und ihre erste Einrichtung zu besorgen. Fähige Köpfe empfangen von ihm jährlich gewisse Summen, um mit Heiterkeit des Geistes studiren zu können. Mehr als tausend dürftige und wohlerzogene Mädchen und junge Wittwen wurden durch ihn versorgt und verheyrathet, und mehr als fünfhundert Studirende haben ihm den ersten Anfang ihres Glücks zu danken, und würden wahrscheinlich ohne ihn nicht zu den Kenntnissen gekommen seyn, die sie besaßen, und die ihnen ansehnliche Aemter verschafften.

Von dem ersten Augenblicke an, da ich mich mit diesem Gemahl ehelich verband, empfand ich erst die Süßigkeiten des Ehestandes und das Glück, einen tugendhaften und verständigen Gatten zu besitzen. Auch noch in unserm ho-

hen Alter genießen wir wechselseitig ein Vergnügen, das ich mit keinem andern vertauschen möchte.

Einigemal hat mir mein Gemahl merkliche Proben seiner wahren Liebe und seines Heldenmuths gegeben. Ein paar Beyspiele werden hier nicht am unrechten Orte stehen.

Einige böse Leute hatten nicht allein bey uns, sondern vornehmlich in Wien, das Gerücht verbreitet, daß mein Mann Gold machen könnte. Er war sich nicht eines einzigen Versuchs der Art bewußt, folglich völlig unschuldig; aber es war doch leicht möglich, daß seine Feinde dadurch Veranlassung nehmen konnten, ihn um seine Freyheit zu bringen.

Daher entschlossen wir uns kurz, vornehmlich da meine liebe Mutter gestorben war, unsern Wohnort zu verändern und eine solche Gegend aufzusuchen, wo wir nicht Gefahr laufen durften, wegen des Goldmachens Sklaven zu werden. Nachdem wir unsere Güter verkauft und unsere besten Sachen zu Gelde gemacht hatten, reisten wir in der Nacht um eilf Uhr beym schönsten Mondenlichte ab. Die

ersten

ersten vier bis fünf Tagereisen konnten wir nicht klagen, daß uns etwas Uebles begegnet wäre.

Allein bald nachher geriethen wir in die augenscheinlichste Lebensgefahr, indem wir das Unglück hatten, unsere Reise bey einer großen Ueberschwemmung fortzusetzen, wo der Postillion eine kleine mit Wasser überschwemmte Brücke verfehlte. Unser Wagen wurde von dem gewaltigen Strome, ungeachtet der schweren Ladung, eine gute Ecke schwimmend fortgeführt und dann mitten im Strome umgeworfen.

Indessen merkt mein Gemahl die Gefahr, reißt mich aus dem Wagen heraus, arbeitet sich durch das Wasser durch, allein, ermüdet von der Last, indem er mich immer fortzieht, würde er doch endlich gesunken seyn, wenn er sich nicht an einen Pappelbaum, der aus dem Wasser hervorragte, angehalten, mich selbst darauf gesetzt und so lange gewartet, bis ein Kahn uns beyde glücklich an das Ufer brachte. Allein der weniger vorsichtige Postillion ertrank mit samt den Pferden. Unsere Sachen bekamen

men wir glücklich aus dem Wasser; unsere Kinder waren nicht im Wagen gewesen, hatten also nichts von der Lebensgefahr erfahren.

Wir hatten bereits die Oberpfalz erreicht, als uns in einem überaus großen Walde gegen Abend ein fürchterliches Donnerwetter überfiel, das mit einem Platzregen verbunden war, so, daß wir uns genöthigt sahen, in dem ersten, besten Wirthshause einzukehren. Dem Ansehen nach hatte man darin für die Bequemlichkeit der Gäste hinreichend gesorgt; allein unser alte Anton schöpfte Verdacht. In der gewöhnlichen Gaststube bemerkte er an der Wand viele gezogene Röhre, und die zehn bis zwölf Hausknechte schienen Mördern und Straßenräubern ähnlicher zu seyn, als das, was sie vorstellen sollten. Er bemerkte keine Wirthin, und so vermehrte sich sein Verdacht, daß wir in eine Räuberhöhle gerathen wären.

Mein Gemahl befahl dem Anton, daß er sich von seiner Entdeckung nichts sollte merken lassen, sondern alle seine Kameraden zu ihm herauf schicken. Mit unsern Kindern sprachen wir von angenehmen Sachen, indessen ein paar

schmu-

schmuzige Bauern ein grobes und unreines Tuch aufdeckten und mancherley Gerichte von Schweinfleisch und Wildpret auftrugen. Von allen diesen Gerichten aßen wir nichts, sondern bloß von unserer mitgebrachten kalten Küche.

Nachdem wir etwa zwey Stunden auf unserm Lager gelegen, kam es meinem Gemahl vor, als wenn ihn jemand anrührte und zu ihm sagte: Steh auf, du bist mit den Deinigen in Lebensgefahr! Er warf seinen Schlafrock um, sprang aus dem Bette, und dankte Gott für diese Errettung, indem er bey dem Schein des Nachtlichts gewahr wird, daß unser Bette, worin ich noch lag, unvermerkt sich durch den Fußboden herunter bewegte. Er entschließt sich kurz, ergreift ein paar Pistolen und einen türkischen Sebel, mit diesen Waffen versehen, sprang er in das Bette herein, entschlossen, mich und sich bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen.

Indessen erschrack ich nicht wenig, als ich bey meinem Erwachen mich in einem Keller befand, umgeben mit sechs bis acht Bösewichtern,

tern, die meinen Kopf mit Aexten zu zerspalten drohten. Allein mein Gemahl tödtete den einen, der im Begriff war, mich zu zerschmettern, mit einer Pistolenkugel, und diesem folgten zwey andere, welche ihrem Kameraden zu Hülfe eilten, gleich darauf sebelte sein Schwert drey andere nieder, indessen er selbst in Gefahr war, von hinten zu einen gefährlichen Hieb von einem andern Bösewichte zu bekommen, wenn ich nicht diesem Kerl mit dem verkehrten Pistol einen solchen Schlag gegeben, daß er halb todt zur Erde nieder fiel.

Unsere Leute hatten wir schon beordert, daß sie bey dem geringsten Geräusch uns zu Hülfe eilen sollten. So bald sie also einen Schuß fallen hörten, eilten sie in unsre Stube, da sie uns in derselben nicht sahen, wohl aber ein großes Loch an dem Orte bemerkten, wo das Bette gestanden hatte, liefen sie im ganzen Hause herum, bis sie an die Kellerthüre kamen, wo sie Geräusch hörten, folglich mit aufgezogenem Hahn die Treppe herunter giengen. Die meisten Schelme waren todt, sie hatten also weiter nichts zu thun, als die beyden

den übrigen zu binden, aus dem Keller zu schleppen und in der Unterstube zu bewachen.

Wir giengen sofort in unsere Stube zu unsern Kindern, bey welchen wir den Hausverwalter gelassen hatten, wenn ihnen ja etwas zustoßen sollte. Den übrigen Theil der Nacht brachten wir wachend zu, da es uns nicht möglich war, ein Auge zuzuthun. Mein Mann gieng hinunter zu den Gefangenen und erfuhr nach vielem Abfragen, daß sieben von der Bande auf Beute ausgiengen, und eine Stunde vor Tags gewöhnlich wieder zu kommen pflegten, er möchte sich daher nur in Acht nehmen, weil ihm diese noch viel zu schaffen machen könnten.

Diese Nachricht war für uns von großem Nutzen, indem mein Gemahl nun solche Anstalten traf, daß er die Räuber in seine Hände bekam, sie der Obrigkeit überliefern konnte, welche die verdiente Todesstrafe an ihnen vollziehen ließ.

Nun noch etwas von meinem Gemahl. Wir lebten mit einander in der vergnügtesten Ehe, er sorgte für die Erziehung unserer Kinder,

der, so, daß sie in der Folge rechtschaffene Gatten und Gattinnen wurden, wodurch unsere eigene Zufriedenheit um ein großes vermehrt wird. In Ansehung seines Gesindes verhält er sich ganz nach ihrem eignen Betragen, indem er diejenigen, die sich gut betragen, als seine Kinder liebt, die andern aber, welche sich nicht nach seinem Willen bequemen, durch Ermahnungen zu bessern sucht, wenn aber dieß nichts fruchtet, sie ohne Abschied seiner Dienste entläßt.

Ich wünsche, daß alle Frauen eine so vergnügte Ehe führen mögen, wie diese meine letzte beschaffen ist; täglich danke ich Gott für dieß Erdenglück, welches das höchste ist, das man sich nur wünschen kann.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2503. . .

XX II. 87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Acht merkwürdige Ehestandsgeschichten einer bekannten Dame

Frankfurt 1797

P.o.germ. 301 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107644-2
VD18 1444495X-001